

LIV GABRIEL



Shimmering

DARK

DARK

DIE DUNKELHEIT
JENSEITS DER SCHATTEN

Liv Gabriel: Shimmering Dark

Leseprobe

Kapitel 1

»IHR BLUT, ES ist stark.«

Worte drangen in Tess' vernebelten Geist, aber sie fand nicht zurück in die Wirklichkeit. War sie wach? Hatte jemand gesprochen?

»Du riechst es auch, oder?«

Ihr Herz tat einen stolpernden Satz. Eine zweite Stimme. Da war tatsächlich wer! Würden sie ihr helfen? Sie wollte um Gnade flehen, aber sie brachte keinen Ton heraus.

Bestimmt träumte sie nur. Hoffentlich träumte sie nur!

Jemand atmete hörbar ein und stieß gleich darauf keuchend die Luft wieder aus.
»Verflucht!«

Der Klang dieses einen Wortes ließ Tess erzittern. Es war mehr als nur ein Fluch. Es war eine Drohung. Von dem, der über ihr Blut gesprochen hatte.

»Sie muss schon lange hier liegen«, sagte der andere, er hörte sich abgeklärter an, älter.

»Außergewöhnlich.«

Würde er sie retten? Weil er es »außergewöhnlich« fand? Oder ...

»Verflucht verheißungsvoll.« Gefahr troff aus jeder Silbe, die der Jüngere von sich gab. Und doch rollte seine tiefe raue Stimme durch Tess hindurch, so kraftvoll, als könnte die Kraft des Mannes auf diese Weise auch sie erfüllen und stärken. Als könnte er sie damit einhüllen wie mit einer wärmenden Decke und vor der Außenwelt beschützen.

Er kam näher, sie spürte es, ohne es zu wissen, ohne ihn zu sehen.

Die Härchen in ihrem Nacken stellten sich auf. Ganz sicher war er *nicht* hier, um sie zu stärken oder zu beschützen. *Jetzt, jetzt würde er es tun.*

»Sieh sie dir an. Dass sie überhaupt noch lebt«, sagte er, die Stimme erstickt, als würde ihr Anblick ihn zutiefst abstoßen.

»Nur ihres Blutes wegen lebt sie noch«, erwiderte der Ältere. Sachlich sprach er, obwohl es um ihr Blut ging, und eine winzige Hoffnung stahl sich in ihr Herz.

»Wie konnten sie sich zurückhalten, sie nicht vollständig zu leeren?« Das klang schrecklich, aber noch schrecklicher war das unverhohlene Erstaunen in der Stimme des Jüngeren. Sie war von einem Zischen untermalt, das ihr mehr verriet, als ihr lieb sein konnte.

Würde *er* sie vollständig leeren?

Der Schmerz war grenzenlos. Jedes Mal. Aber was würde sie erst fühlen, wenn er auch noch den letzten Tropfen von ihr nahm? Ein Kribbeln lief ihre Wirbelsäule entlang und ihr ganzer Körper bebte vor Furcht.

»Sie waren viele«, antwortete der Ältere.

Waren? Der Mann konnte nur von den Schattengestalten sprechen. Wenn er *waren* sagte, bedeutete das, sie waren nicht mehr hier?

Es stellte sich keine Erleichterung ein. Das Keuchen und Zischen der Männer zeigte Tess, dass die beiden genauso über sie dachten wie die anderen. Dass sie dasselbe waren wie die anderen. Kreaturen aus Albträumen, weit schlimmer als in jedem Horrorfilm, den Menschen erdacht hatten.

Niemand sonst kam hierher. Sie konnte nicht mehr gerettet werden.

Ungeweinte Tränen brannten hinter ihren geschlossenen Lidern. Würden diese beiden ihr Ende sein? Die ersten Stimmen, die es in dieses Verlies geschafft hatten, würden zugleich die letzten sein, die sie jemals hörte?

»Sie werden sich gegenseitig von ihr weggezerrt haben«, fuhr der Mann in ruhigem Ton fort, »weil jeder etwas abbekommen wollte.«

Sie erschauerte. So war es gewesen. Erinnerungsfetzen jagten durch ihr Hirn, quälten sie mit den schrecklichsten aller Bilder. Es gelang ihr nicht, die Schatten zu vertreiben. In Scharen waren sie über sie hergefallen. Wieder und wieder. Die Welt wurde schwarz, vollständig schwarz.

Jeder von ihnen hatte seine Zähne in ihr Fleisch geschlagen, aber nur so lange, bis ein anderer ihn von seinem Platz verdrängte. Geprügelt hatten sie sich um die besten Stellen an ihrer Kehle, ihrem Hals und ihren Handgelenken.

»Sie ist zu schwach, allein wird sie es nicht schaffen«, bemerkte der Jüngere, sein Atem so nah, dass sie die Gier praktisch schmecken konnte. Zugleich aber war seine Stimme von Wärme erfüllt. Hörte sie Mitgefühl heraus? Konnte das wirklich sein?

Obwohl er war, was er war, wollte sie sich ihm entgegenschieben und einmal noch Wärme spüren, Zuneigung gar, wenigstens ein letztes Mal, bevor die ewige Kälte sie holte. Aber ihre Kraft reichte nicht für die kleinste Bewegung.

Er stöhnte, zog sich zurück und seine Wärme verschwand. Mit ihr nahm er die akute Bedrohung und die ewige Kälte erhielt einen Aufschub. Die Kälte des Verlassenwerdens aber sickerte umso schmerzhafter in ihre Knochen, als Trost und Hoffnung sich endgültig verloren.

»Nein, wir können sie nicht sich selbst überlassen«, entschied der Ältere. »Mit solch auffälligen Wunden und Narben sowieso nicht.«

Die Narben. Wie sie die Narben hasste.

»Und was machen wir mit ihr?«

»Du nimmst sie mit.«

Tess zuckte. Und wunderte sich, dass ihr Körper doch noch zu einer Regung imstande war.

»Nein, Scott. Das kann ich nicht.« Trotz der Ablehnung war sie sich seines Mitgefühls erstaunlich sicher. Seine Wärme kehrte zurück. Nicht nur in die Stimme. Beinahe berührte er sie! Aber es ängstigte sie nicht. Seine Nähe war wie das ferne Echo einer anderen Zeit.

»Was dann?«, fragte der Ältere, der also einen Namen hatte. Scott.

»Wir machen es wie sonst«, erklärte der andere beinahe flehentlich.

»Du willst sie dem Rat übergeben?«

»Sie werden wissen, was mit ihr zu tun ist.«

»Natürlich wissen sie das, Jamie.«

Jamie. Auch der Jüngere hatte einen Namen. Von den Schattengestalten hatte niemand einen besessen. Aber sie hatten ohnehin nicht gesprochen, immer nur gezischelt, gekichert und ... gebissen. Schon der Gedanke genügte und sie fühlte scharfe Zähne an ihrem Hals, unerträglichen Schmerz. Den Abgrund.

»Sieh mich nicht so an, Scott!«

»Sie wird in einem Käfig landen. Genau wie hier.«

»Das würde der Rat nicht tun.«

»Bei ihrem Blut?«, höhnte Scott. »Selbstverständlich werden sie das.«

»Es ist der Rat.«

»Solches Blut geben sie nicht her. Jamie, sei nicht naiv. Sie werden sie am Leben erhalten. Lange. Ewig. Ja, sie wird in einem Bett liegen, also wahrhaft angenehmer als in diesem Loch. Und ja, sie wird alles bekommen, was ihr Körper braucht, damit er seinen Dienst tut. Nur Freiheit zählt nicht dazu. Und vermutlich werden sie ihr nicht einmal einen wachen Geist zugestehen.«

»Was wahrscheinlich besser für sie wäre«, flüsterte Jamie.

Wovon sprachen sie? Von einem anderen Ort als diesem? Dennoch würde sie festgehalten werden? Ihr Kopf war zu schwer und sie zu erschöpft, um es zu begreifen.

»Sie werden sich rausreden. Entweder mit den Narben oder mit ihrer Schwäche oder mit sonst etwas. Jamie, nimm du sie mit und kümmere dich um sie.«

»Warum nicht du?«

»Ich werde dringend an der Westküste erwartet. Du musst es tun.«

»Ich kann nicht.« Jamie schluckte und alles in Tess zog sich zusammen. Dieses Geräusch ... sie hatte es viel zu oft gehört. Schluck um Schluck war von ihr getrunken worden.

Immer wieder.

Er räusperte sich. »Scott, ich bin nicht stark genug.« Seine Stimme war wie dunkler Samt. Und im Widerspruch zu seiner Behauptung kein bisschen schwach.

»Du musst. Ansonsten können wir nichts für sie tun.«

Schweigen. So lange Stille, dass Tess glaubte, die Männer wären fort und hätten sie ihrem Schicksal überlassen, obwohl sie es ›allein nicht schaffen‹ konnte. Was immer das bedeutete.

Natürlich nur eines: dass sie sterben würde. Aber wie könnte einer von ihnen noch etwas daran ändern? Egal, wie stark oder schwach sie waren.

Der Gedanke an den Tod war ihr allerletzter Trost. Er war ihr nicht neu, und Tess hätte ihnen gerne gesagt, dass sie sie doch bitte sterben lassen sollten. Erstaunlicherweise traute sie diesen beiden zu, ihren Wunsch zu respektieren. Nur dass sie ihn nicht zum Ausdruck bringen konnte.

»Verdammt!«

Tess schrak aus ihren Gedanken auf. Sie waren nicht fort.

»Ich nehme sie mit.«

Nein! Das durfte nicht sein. Sie wollte es rufen, sie wollte sich wehren. Aber zu nichts war sie in der Lage. Arme schoben sich unter ihren Körper und vor Qualen wollte sie aufheulen, aber nicht einmal das schaffte sie. Jeder Zentimeter ihres Körpers schrie vor Schmerz, als der Mann sie hochhob. Als er sie an sich drückte und zugleich fauchte und knurrte und sich mit aller Gewalt gegen das zu sträuben schien, was er tat.

»Jamie, du kannst das.«

Ein weiteres Knurren war die Antwort. Gleich darauf überkam sie gnädige Bewusstlosigkeit.

Kapitel 2

WÄRME UND GEBORGENHEIT. Ein Feuer knisterte ganz in der Nähe, Tess musste träumen. Seit Tagen und Wochen gab es nur Kälte und Folter an diesem einsamen dunklen Ort. Sie wollte sich in Richtung der Wärme recken, doch vor Müdigkeit fühlte sie sich wie gelähmt. Schon die Augenlider anzuheben, war zu viel für sie.

Zu Anfang hatte sie noch gekämpft, hatte gekratzt, getreten und um sich geschlagen. Aber nichts hatte geholfen. Die schattenhaften Gestalten hatten nur zischelnd gelacht. Das Geräusch würde sie niemals vergessen.

Und niemals würde sie vergessen, wie der Erste von ihnen sich in sie verbissen hatte. Wie Höllenfeuer war der Schmerz durch ihre Adern gerast, und obwohl die Zähne in ihrem Hals steckten, hatte ihr gesamter Körper gebrannt.

Es konnte nicht wahr sein. Es durfte nicht wahr sein. Bestimmt hatte sie das alles nur geträumt, wie sie auch jetzt von einem Lagerfeuer träumte. An ihre Kindheit im Garten ihrer Eltern erinnerte es sie und sie malte sich einen friedlichen Sternenhimmel aus.

Kühle Luft strich ihr um die Nase, eine weitere Illusion und noch ein Beweis dafür, dass sie träumte. Durch den Käfig, in dem sie lag, strich kein Wind. Angebunden war sie in der ersten Zeit auch gewesen, aber inzwischen vermochte sie nicht einmal die Hand wegzuziehen, wenn eine der Bestien danach griff.

Ihre Hände! Wenn sie die Kraft fände, die Augen zu öffnen, würde sie sie ansehen müssen. Wie sie leblos vor ihr lagen, voller Bissspuren, vom Handballen bis hinauf zu den Ellbogen. Frische und ältere Wunden und vernarbte Haut. Wie sie am Hals aussah, wollte sie sich gar nicht erst vorstellen.

Es spielte keine Rolle mehr. Bald würde sie für immer einschlafen. Ihr Körper war schon lange zu nichts anderem mehr zu gebrauchen. Wenn doch nur auch ihr Geist endlich nachgeben würde. Wieso nur quälte er sie mit einem Traum von Feuer und Wärme, wo sie doch nur noch das tröstliche Nichts herbeisehnte?

Sie dämmerte in tieferen, traumlosen Schlaf und das Knistern verschwand.

Jedoch nicht gänzlich, denn als sie das nächste Mal ins Wachsein glitt, hörte sie es immer noch. Diesmal gelang es ihr, die Lider einen Spaltbreit zu öffnen. Licht zitterte und zuckte im Takt mit dem Geräusch. Sie verlor sich darin. Es war wunderschön. Es war ...

... wie in einem anderen Leben. Einem echten Leben. Einem, das sie einmal gehabt hatte, obwohl es kaum mehr vorstellbar war.

Sie weinte. Als Kind hatte sie in Decken gekuschelt im Garten ihrer Eltern in ein tanzendes Lagerfeuer geschaut. So lange, bis ihre Lider allmählich schwer wurden und zufielen. Schwer, wie auch jetzt ihre Lider und ebenso ihr gesamter Körper waren. Damals war sie einfach eingeschlafen, im sicheren Vertrauen darauf, dass ihre Eltern sie später ins Bett tragen würden.

Die Flammen züngelten und das Licht, das seinen Weg in ihr Bewusstsein fand, ließ sie sich zwingen, die Augen noch etwas länger offen zu halten.

Nur noch ein bisschen, Mama, bitte, darf ich noch ein bisschen länger wachbleiben?

Doch sie war nicht zu Hause, die Gewissheit schoss von irgendwoher durch ihren Geist. Weder ihr Vater noch ihre Mutter waren hier. Ein ganzer Ozean trennte sie von ihren Eltern.

Wo war dieser Gedanke hergekommen? Diese Erinnerung? Sie versuchte sie zu fassen, Wahrheit dahinter zu finden. Aber es gelang ihr nicht. Sie wusste nicht mehr, wer sie war. Oder wo. Oder was?

>Ihr Blut, es ist stark.<

Ein kalter Schauer durchfuhr sie, verschwunden waren Wärme und Geborgenheit. Sie hatte die Worte gehört, aber den Sprecher nicht gesehen. Der winzige Spalt zwischen ihren Augenlidern schloss sich, aber sie kämpfte dagegen an, konzentrierte sich auf das Licht. Nur auf das Licht. *Nicht an die Dunkelheit denken.*

Aber die Dunkelheit ließ sich nicht überlisten. Sie krachte über ihr zusammen. Ein Schatten, eine Gestalt. Der Schatten legte sich über sie. Gleich würde er zubeißen. Sie bekam keine Luft mehr, riss den Spalt zwischen ihren Lidern weiter auf, aber das Feuer aus ihrem Traum blendete sie und stach ihr in die Augen.

»Schhh«, machte jemand und sie wollte schreien.

Kein Geräusch kam über ihre Lippen, wie auch kein Finger sich rühren ließ. Sie wimmerte. Oder bildete sie sich das nur ein?

»Es passiert dir nichts.«

Hatte jemand etwas gesagt? Zu ihr? Diese Worte? *Ihr passierte nichts?*

Sie kannte die Stimme. Oder nicht? Eine Ahnung kratzte an ihrem Bewusstsein, doch sie konnte sie nicht greifen.

»Schlaf noch ein wenig. Du bist noch zu schwach.«

Augen, da waren Augen über ihr. Und dann schlief sie ein.

TESS WACHTE AUF und es war Tag. Schlagartig wurde ihr bewusst, dass ihre Augen geöffnet waren. Sie *sah*, dass es Tag war, helllichter Tag. Herrlicher Tag. Der Himmel war wolkenverhangen und sie wusste nicht, wann sie je etwas so Wunderschönes gesehen hatte. Tränen liefen links und rechts über ihr Gesicht und kitzelten in ihren Ohren, aber sie konnte sie nicht wegwischen, weil sie die Arme und Hände nicht bewegen konnte.

Über ihr marschierten die Wolkengebilde über den Himmel, als hätten sie noch viel vor an diesem Tag. In einem fort veränderten sie sich und boten ihrem neu erwachten Sehvermögen eine Sensation nach der anderen. Minutenlang verfolgte sie ihre Eskapaden. Stundenlang?

Beinahe vergaß sie ihre Müdigkeit darüber und verspürte auch nicht den Drang, wieder einschlafen oder wegdriften zu wollen. Hatte sie sich an die Bewegungslosigkeit so sehr gewöhnt, dass es sie nicht mehr schreckte?

Vielleicht lag es daran, dass sie auf dem Rücken lag und nicht ihre Hände betrachten musste. Oder daran, dass es nicht dunkel war?

In der Dunkelheit hatte sie Flammen gesehen. In einer Nacht mit einem Schatten. Und einer Stimme.

Sie war sich fast sicher, dass sie in der Nacht auf der Seite gelegen hatte – oder zumindest ihr Kopf. Sie drehte ihn. Es gelang. Dort war tatsächlich eine Feuerstelle. Oder träumte sie noch immer? Das Feuer selbst war nahezu heruntergebrannt. In der Asche glommen Reste von Glut. Jemand hatte Steine in einem Kreis ausgelegt.

Wer?

Auf der anderen Seite der Feuerstelle lagen eine Decke und eine Jacke. Jemand hatte dort gesessen. Auch in der Nacht?

Aber wer?

Es fröstelte Tess und sie hätte sich gerne über die Arme gerieben. Oder wäre gleich davongerannt. Aber sie schaffte es nicht einmal, sich in eine andere Richtung umzusehen. Ihr blieben nur das erlöschende Feuer und das Lager auf der anderen Seite, und nichts davon gab ihr Antworten. Dahinter versperrte Buschwerk ihre Sicht und verriet ihr auch nicht mehr.

Mit den Augen suchte sie erneut den Himmel ab. Aber diesmal musste sie sich abmühen, um das Tröstliche in ihm zu finden und auszublenden, was direkt vor ihr war. Vielleicht schlief sie auch wieder ein. Vermutlich war sie das, denn plötzlich saß ihr jemand gegenüber.

Sie zuckte zurück. Im Geiste. Ihr Körper machte keinen Millimeter. Sie zwang sich, kämpfte, dass ihr der Schweiß auf die Stirn trat, aber wegzukommen war unmöglich.

»Ich tue dir nichts«, sagte der Mann auf der anderen Seite der Feuerstelle.

Allerdings klang er selbst nicht sonderlich überzeugt von seinen Worten. Panisch drehte sie den Kopf, aber wandte sich ihm gleich wieder zu, um ihn nur nicht aus den Augen zu lassen.

»Ich bin Jamie.«

Jamie. Die Stimme. In der Nacht. >Es passiert dir nichts.< Wärme. Zuneigung. Dunkler Samt. Die Erinnerungen kamen alle gleichzeitig.

Sie prasselten auf sie ein und verwirrten sie. Das war die Stimme aus der Nacht? Aber weder war es Nacht, noch vermochte sie an seine Zuneigung zu glauben. Und auch die Wärme, die ihr Gesicht streifte, ging nicht von ihm aus, sondern kam von dem Feuer, das nun wieder zwischen ihnen brannte.

Seine Haare und sein Bart brannten auch, beides in einem warmen dunklen Rotton. An den Seiten war das Haar kurzrasiert, der Rest unordentlich nach hinten geschoben. Nur eine Strähne fiel ihm in die Stirn. Der Bart war lang und wirkte gepflegt, obwohl er im Augenblick zerzaust war. Ein Widerspruch und doch irgendwie nicht. Der irrationale Wunsch, ihn glattzustreichen, überkam sie.

Sein Gesicht war unbestreitbar attraktiv und die Augen ... Tess konnte nicht mehr wegsehen. Das tiefe, klare Blau darin war wie ein Himmel, der sämtlicher Wolken beraubt war. Und obwohl vorhin noch die Wolkengebilde sie fasziniert hatten, fehlte ihr nichts, der Sommerhimmel in seinem Blick war mindestens ebenso faszinierend.

Möglicherweise wurde tatsächlich Sommer, während sie hineinsah, Zeit und Raum lösten sich einfach auf.

Es waren die Augen eines Mannes, der kein Mann war.

Mit all ihrer verbliebenen Willenskraft riss Tess sich von ihnen los.

Nur um gleich darauf hängenzubleiben an den gleichmäßigen Gesichtszügen und seinem perfekten Körper.

Auch die Schattengestalten waren von ansprechendem Äußeren gewesen, es war ihr ganz zu Anfang aufgefallen – bevor der Erste sie gebissen hatte. Aber dieser hier unterschied sich dennoch von ihnen.

Kräftiger war er, durchtrainierter, nicht einfach groß und breitschultrig. Das T-Shirt, das er trug, betonte seine muskulösen Arme noch zusätzlich. Schwarz war es und ebenso schlicht wie die Bluejeans. Aber es war sowieso *er*, der die Aufmerksamkeit auf sich zog, nicht seine Kleidung.

Trotz der Statur eines Türstehers machte er einen friedlichen Eindruck. Er war vielleicht Mitte oder Ende zwanzig, also etwa so alt wie sie selbst, und wirkte nicht wirklich bedrohlich.

Auf den ersten Blick.

Je länger sie ihn musterte, desto ... älter erschien er ihr. Er hatte etwas an sich, das nicht zu einem jungen Mann passte. Seine Jugend war nicht ... echt.

Ein Zittern rann durch ihre bewegungslosen Glieder und sie fror mit einem Mal, als könnte die Wärme des Feuers sie nicht länger erreichen.

»*Ihr Blut, es ist stark.*« Er hatte das gesagt. Jamie.

»Bist du ein ...?«, flüsterte sie, war sich nicht sicher, ob sie es wissen wollte.

»Ein Vampir, ja.«

Ihr Herz schlug in einem rasanten Takt und das Blut, das angeblich stark war, jagte durch ihren Körper. Obwohl sie ihn nicht bewegen konnte, war er in diesem Augenblick lebendiger als ihr Geist.

Ein Vampir.

Ein Atemzug und ein weiterer. Ein Blinzeln und noch eines. Aber dort, wo ihr Verstand sein sollte, war nur Leere. Und dann stürzten sie mit einem Mal auf sie ein, all die Gedanken und Fragen. All die Zweifel.

Und Ängste.

Sie war gebissen worden.

»Wie *sie*?« Die Schattengestalten ihrer Albträume waren so anders gewesen als er ... und doch so gleich.

Er nickte.

Und Tess stellte das Atmen ein. »Wirst du ...?« Weiter schaffte sie es nicht.

»Nein.« Seine Stimme war fest. Trotzdem klang er, als wollte er nicht nur sie in Sicherheit wiegen, sondern auch sich selbst. »Wir haben dich gefunden, mein Freund Scott und ich.«

Scott. Ein Name, eine Erinnerung.

»Wir befreien solche wie dich, aber du warst zu schwach und wir konnten dich nicht gehen lassen.«

»*Solche wie dich.*«

»*Gehen lassen.*«

Nur langsam fand genug Luft für Worte in ihre Lungen. »Und jetzt?«

»Du wirst heilen. Aber es wird eine Weile dauern.« Er nickte zu ihrem Körper. Oder zu der Decke, die über ihr ausgebreitet lag.

»Ich kann mich nicht bewegen.«

»Damit sich dein Zustand stabilisiert.«

»*Du* hast das gemacht?« Sie spürte Zorn in sich aufwallen und hieß ihn willkommen. Er musste sich durch den Dunstschleier der vergangenen Wochen seinen Weg erst bahnen, aber dabei drängte er auch einen ordentlichen Teil ihrer Ängste zurück.

»Ja, du brauchst Ruhe.«

»Und deswegen ... fesselst du mich?« Wie laut ihre Stimme nun war.

»Es ist besser so.« Er sah weg. »Für uns beide.«

Wieso sah er weg? »Wieso für uns beide?«

Er holte Luft, als wollte er ihr etwas sehr Kompliziertes erklären, aber als er sie wieder ansah, sagte er nur: »Schlaf jetzt.«

Und das tat sie.

SIE ERWACHTE UND wusste sofort, dass etwas nicht stimmte. Sie lag auf einem kalten harten Boden. Noch immer konnte sie sich nicht rühren. Wieder knisterte ein Feuer.

Sie schlug die Augen auf. Es war Nacht, aber eine feine Spur von Morgen legte sich bereits darüber und verdrängte sie allmählich. Wie lange hatte sie geschlafen?

Sobald sie das dachte, dämmerte es ihr. »Du!«, fauchte sie.

Der Mann ihr gegenüber setzte sich ruckartig auf.

»Du hast gemacht, dass ich schlafe.«

Er entspannte sich. »Es ist besser so.«

»Für uns *beide*?«

Er zuckte nur mit den Achseln.

Die Wut brodelte noch in ihr, doch irgendwo in ihrem gestörten Kopf regte sich Neugier. »Du kannst machen, dass ich einschlafe?«

»Auch.«

»Auch? Verflucht, rede schon, Mann! Was hat das alles zu bedeuten?«

»Vampire können Menschen bannen, ja. Ihr müsst uns dafür nur ansehen.«

Für einige Augenblicke stand ihr der Mund offen, dann senkte sie eilig den Blick und starrte in die Flammen. *Bannen?* »Du kannst mir Befehle geben?«

»Ja.« Er seufzte. »Oder dich Dinge vergessen lassen.«

Ihr Blick schnellte hinauf zu ihm, schneller als sie sich bremsen konnte. »Wage es nicht!«

Ein schiefes Grinsen. »Wie du befehlst.«

»Hast du ... mich ... schon Dinge vergessen lassen?«

»War bisher nicht nötig.«

»Bisher?« Sie sah an ihm vorbei, sicherheitshalber. Hinter ihm waren die Schatten tief, eine dräuende Finsternis in der Finsternis der schwindenden Nacht. Nur gut, dass sie im Licht des Tages gesehen hatte, dass es bloß Sträucher waren.

»Du hast bis jetzt fast die ganze Zeit geschlafen. Aber ich befürchte, du wirst allmählich wieder wach.«

»Du befürchtest? Ich ... ich ...«

»Du warst fast tot«, sagte er und Tonlage und Haltung veränderten sich. Die Wärme kehrte in seine Stimme zurück, die sie schon einmal gehört hatte.

Wärme? Bullshit! Er war ein verfluchter Vampir. »Und jetzt wirst du es zu Ende bringen?«

Er riss diese blauen Augen auf und der Sommerhimmel tat sich im flackernden Licht des Lagerfeuers auf. Sie konnte nicht anders und blickte unumwunden hinein. Bannte er sie? Jetzt gerade? War das der ganze Zauber, der von seinem Blick ausging? Beschissene Vampirmagie?

»Nein, verdammt!«, schoss er zurück. »Wir haben dich gerettet.«

»Ich kann mich nicht bewegen«, konterte sie. Und offensichtlich konnte sie auch nicht die Augen von seinen lassen.

»Damit du heilst. Sie haben dir ziemlich zugesetzt.«

»Mit *sie* meinst du deine Vampir-Kumpels, ja?«

Er schüttelte frustriert den Kopf und endlich löste sich der Bann oder was immer es war. »Nein, ich meine *nicht* meine Kumpels.«

»Hast du mir nicht erzählt, du wärst ein Vampir? Oder habe ich das nur geträumt?«

Er verdrehte die himmelblauen Augen und es wirkte so menschlich, dass sie für die Dauer eines Herzschlages daran glaubte. Natürlich hatte sie das alles nur geträumt.

»Ich bin ein Vampir, ja«, sagte er und die Ernüchterung stach in ihr dummes Herz. »Aber solche wie die, die dir das angetan haben, jagen wir.«

»Wir?«

»Meine *Kumpels* und ich.«

»Vampir-Kumpels?«

»Vampir-Kumpels«, bestätigte er.

»Und warum? Ich meine, warum haben die mich ... Warum solltest du es mit deinen Kumpels anders halten?«

»*Ihr Blut, es ist stark.*«

»Nicht alle Menschen sind Bestien und auch nicht alle Vampire sind es, okay?« Er sagte das so genervt, als hätte er diese Diskussion schon tausende Male geführt.

»Nichts ist okay. Ich glaube dir kein Wort. Du hältst mich hier gefangen.«

»Stimmt.«

Ihr Blut wurde zu Eis, jenes, das angeblich so stark war, und ihr Herz weigerte sich, es durch Schlägen anzutreiben.

»Ich halte dich hier gefangen, damit du wieder zu Kräften kommst.«

Sie brachte kein Wort heraus.

»Ohne meine Hilfe wärst du krepirt.« Sein Mund formte einen Strich und seine Miene wurde so hart wie seine Worte.

Ihre hingegen waren nicht mehr als ein Wispern. »Vielleicht wäre mir das ja lieber.«

Seine Züge wurden weicher, ebenso die Stimme. »Mag sein. Aber jetzt ist der Grund dafür ja vorbei.«

»Dann wirst du nicht ... von mir trinken?«

Hart war gar kein Ausdruck. Sein Gesicht wurde so scharfkantig, als wäre er niemals ein lebendiges Wesen gewesen. Eine in Stein gemeißelte Kreatur der Finsternis, eine Fratze, wie sie von manch alten Dächern auf die Menschen hinab glotzten.

»Ich hole dir etwas zu essen«, presste er hervor und war so schnell verschwunden, dass sie ihm nicht einmal hinterhersehen konnte.

WAS WAR DAS für ein Scheiß? Wo war er hin? Und warum verdammt fühlte sie sich plötzlich so winzig und verletztlich? Weil kein *Vampir* mehr in der Nähe war?

Sie atmete. Für den Anfang. Er würde also doch von ihr trinken? Oder nicht? Sie verstand ihn nicht. Er wollte sie gerettet haben. Aber so fühlte sich das hier nicht an. Er wollte ihr etwas zu essen geben? Damit ihr Blut noch stärker wurde, oder was?

Zitternd lauschte sie. Das junge Laub der Büsche wisperte in der Dunkelheit jenseits des Feuerscheins. Der Vampir blieb spurlos verschwunden. Allerdings dauerte es nicht lange, bis er wieder auftauchte, zwei Papiertüten mit Lebensmitteln im Arm.

»Warst du mal eben einkaufen?«, fragte sie, um sich davon abzulenken, wie erleichtert sie war, ihn zu sehen. Die Fratze hatte er zum Glück nicht mit zurückgebracht.

Er deutete hinter Tess. »Hatte ich vorher schon erledigt. War nur kurz am Kühlschrank.«

Sie drehte den Kopf und musste den Nacken ein Stück überstrecken, um zu sehen, was er meinte. Schräg hinter ihr graute der Morgen über einem Holzhaus, das wie eine verlassene Villa aus der Zeit nicht allzu lange nach der Mayflower anmutete. Sie und ihr hübsches kleines Lagerfeuer hatte er im Vorgarten platziert.

Das Holz des einsamen Gebäudes wirkte im fahlen Licht verwittert und hohes Gras umstand es, das nicht in diesem Jahr und wahrscheinlich auch nicht in denen davor geschnitten worden war. Das Ganze war von einem Scherenschnitt aus Bäumen umrahmt, die nichts erkennen ließen außer diesem Domizil und einer Scheune davor, an der die Fahrstraße endete und in Schotter überging. Ein Auto parkte dort und sie fragte sich, wieso sie sich nicht längst gründlicher umgesehen hatte.

Sie dachte an Flucht. Allerdings stellte sie sich ungefähr so das Ende der Welt vor. Ein letztes Haus, dann wurde alles von der Natur verschlungen. Konnte sie von hier entkommen?

»Warum sind wir nicht da drin?«

Er packte ungerührt die Papiertüten aus. Brot, Obst, Gemüse und Käse kamen zum Vorschein und ihr lief das Wasser im Mund zusammen. Sie konnte sich nicht erinnern, wann sie zuletzt etwas gegessen hatte. Wie lange war sie weg gewesen?

»Das willst du nicht wissen«, sagte er.

Einen Augenblick starrte sie ihn an, bis ihr die Sache mit dem Bannen wieder einfiel, dann starrte sie überall hin, nur nicht auf ihn.

»Es funktioniert nur, wenn du mir ins Gesicht siehst.«

Automatisch sah sie ihm ins Gesicht. Leise fluchend wandte sie sich ab.

»Ich schlage vor, du konzentrierst dich aufs Essen, dann weißt du auch, wohin du gucken sollst.«

Schon wieder ging ihr Blick zu seinem Gesicht. Sie nickte und richtete die Augen auf die verlockenden Speisen, die er mitgebracht hatte.

»Gut«, sagte er. »Ich werde jetzt deine Arme befreien. Aber ich muss dich vorwarnen.«

»Vorwarnen?« Ein schaler Geschmack belegte ihre Zunge und die Nervosität vertrieb ihr den Appetit.

»Du hast echt mies ausgesehen. Wir haben getan, was wir konnten, aber ... Na ja. Im Augenblick sind deine Handgelenke bandagiert, also wundere dich nicht darüber.«

Die Narben!, schoss es ihr in den Sinn. Ihre Augen begannen zu brennen. Sofort sah sie wieder Dutzende Gestalten um sich huschen, sich auf sie stürzen. Zubeißen. Hektisch atmete sie, ihr Herz trommelte.

»Beruhige dich«, hörte sie ihn sagen, aber konnte es nicht. Die Schatten waren allgegenwärtig. Jamie war einer von ihnen.

Seine Augen erschienen in ihrem Gesichtsfeld. »Beruhige dich«, wiederholte er und sie tat es.

»Fuck«, stieß sie hervor, nachdem sie wieder zu Atem gekommen war. »Lass das!«

»Ich wollte nur helfen«, knurrte er.

»Aber nicht ... so.«

»Wie du meinst.« Er schob die Sachen vor sie hin, dann zögerte er.

»Was?«

»Ich ...« Er räusperte sich. »Ich muss da ran.« Er deutete auf ihre Schulter.

»Und?« Sie runzelte die Stirn. »Äh, ist schon okay, wenn du mich da, ähm, anfasst. Glaube ich.«

»Du weißt wenig über uns«, murmelte er, machte sich aber mit zusammengebißenen Zähnen an ihrer Decke zu schaffen.

Es war ihr nicht so unangenehm, wie es hätte sein sollen, und ihre Wangen begannen zu glühen.

Indem er die Decke ein Stück zurückzog, gab er den Blick auf ihre Arme frei. Der linke lag über dem rechten und beide auf ihrem Bauch. Ein Infusionsschlauch steckte in ihrer Ellenbeuge, den sie zuvor nicht einmal bemerkt hatte. Sie folgte seinem Verlauf und fand den Ständer mit dem Infusionsbeutel hinter ihrem Kopf.

Ein Surren ging durch beide Arme, während Jamie mit zwei Fingern über den oberen strich. Im nächsten Augenblick schon war er wieder auf die andere Seite des Lagerfeuers verschwunden.

Sie sah noch, wie seine Kaumuskeln mahlten, als müsste er sich schon wieder zu etwas zwingen, das ihn alle Kraft kostete. Dann hatte sie keine Augen mehr für ihn.

Sie spürte ihre Arme!

Behutsam und ganz langsam zog sie sie vollständig unter der Decke hervor. Der Infusionsschlauch war festgeklebt und würde nicht so leicht abrutschen. Sie drehte die Hände vor ihrem Gesicht und konnte nicht genug davon bekommen. Sie schloss die Finger zur Faust und öffnete sie wieder, verknötete sie ineinander und hätte beinahe aufgelacht.

Sie war heilfroh über die Bandagen, denn ihre Erleichterung wäre im Keim erstickt worden, hätte sie gesehen, was darunter war. So aber konnte sie es genießen, einfach wieder die Kontrolle über ihre Hände und Arme zu besitzen.

Sie sah zu Jamie auf. »Danke«, sagte sie und meinte es auch so. Er war es, der sie zuvor gebunden oder gebannt hatte. Aber tief in sich drin ahnte sie, dass er es möglicherweise doch gut mit ihr meinte.

Er lächelte schwach. »Hunger?«

»Und wie!«

Noch bevor sie etwas aß, machte sie sich über die kleinen Wasserflaschen her, die er ebenfalls bereitgelegt hatte. Das Wasser war kühlstrahlend und eine reine Wohltat. Sie spülte den Mund aus und hatte das Gefühl, den Geschmack von Jahren des Ekels loszuwerden.

»Danke«, sagte sie noch einmal, ganz außer Atem, nachdem sie gleich zwei Flaschen hintereinander geleert hatte.

Nun endlich machte sie sich über das Essen her, und er sah ihr entspannt dabei zu. Zum Reden hatte sie vor lauter Kauarbeit keine Zeit mehr.

»ALSO«, SAGTE SIE, nachdem ihr Magen zufrieden gluckste. »Warum sind wir nicht in deinem Haus? Ist doch dein Haus, oder?«

»Ja, ist es«, antwortete er, strich sich durch den zerzausten Bart und sagte lange nichts.

»Wirst du es mir verraten oder nicht?«

»Willst du es unbedingt wissen? Es wird dir nicht gefallen.«

Sie überlegte und entschied sich dafür. Irgendwo musste sie schließlich anfangen. Nichts in ihrem Leben ergab mehr einen Sinn. Ihr Verstand schien wie ihr Körper noch nicht ganz zurückgekehrt und sie erinnerte sich kaum an ihren Namen, geschweige denn an das Leben, das sie geführt hatte, bevor ...

Nicht daran denken!

»Ja, will ich«, sagte sie mit Nachdruck, immerhin war sie vom Essen frisch gestärkt.

Er seufzte. Schwer. »Also gut, du hast es so gewollt.« Noch einmal sah er sie durchdringend an und sie befürchtete schon, dass er sie einfach wieder bannen und ruhigstellen würde, aber da fing er zu erklären an. »Ich bin gegen Sklavenhaltung.«

»Du meinst Vampire, die Menschengesklaven halten«, warf sie ihm vor, obwohl sie von diesem Einstieg einigermaßen irritiert war.

»Es gab und gibt auch Menschen, die Menschen als Sklaven halten«, entgegnete er kalt.

»Aber die meinst du nicht.«

»Doch«, sagte er ungehalten, »die meinte ich genauso. *Ich bin gegen Sklavenhaltung.*«

»Okay, ist notiert«, sagte sie schnell, denn ihr gefiel gar nicht, wie seine Miene sich verfinsterte. »Was hat das mit deinem Haus zu tun?« Sie deutete hinter sich und es war ein unbeschreiblich tolles Gefühl, dass sie es konnte.

Er antwortete nicht gleich, und sie riss die Augen auf. »Du hältst da drin ...«

»Nein, verdammt!«, fuhr er ihr über den Mund. »Ich halte keine Sklaven. Könntest du mir bitte wenigstens das glauben?«

»Schon gut. Tut mir leid. Ich verstehe nur nicht, worauf du hinaus willst.«

Wieder so ein Seufzer. »Du warst bewusstlos«, sagte er, womit er ihr nun wirklich nichts Neues erzählte. »Ohne meine Hilfe wärest du nicht zurechtgekommen.«

Wieder schwieg er und kratzte mächtig an ihrer Geduld. »Ist ja gut, ich habe verstanden, dass ich in deiner Schuld stehe«, sagte sie, um ihn zum Weiterreden zu bringen.

»Darum geht es nicht.«

»Und worum dann?«

»Ich konnte dich nicht mit hineinnehmen, weil du bewusstlos warst.«

»Aha.« Das klang eher nach einer Frage. Sie begriff es einfach nicht.

»Wenn ein Vampir«, setzte er an und die Worte hörten sich schwer an, so als müsste er sie erst von tief unten hochwuchten, um sie irgendwie durch seine Kehle nach draußen zu befördern, »einen Menschen über die Schwelle seines Hauses trägt ...« Er wischte sich über das Gesicht. Standen da Schweißperlen auf seiner Stirn?

»Was dann?«, hauchte sie. Wollte sie es wirklich hören?

Plötzlich redete er so schnell, dass sie ihm kaum folgen konnte. »Wenn ein Vampir einen Menschen über die Schwelle seines Hauses trägt, dann wird dieser Mensch zum Sklaven dieses Vampirs.«

Tess glaubte ihm jedes seiner schweren, schnellen Worte. Und es gab nichts darauf zu erwidern. Sie starrte ihn an, war sich bewusst, dass sie direkt hinein in die himmelblauen Augen sah.

»Bannst du mich?«, flüsterte sie.

Er blinzelte. »Was?«

»Bannst du mich gerade?«

»Äh, nein.«

»Du hast das ernst gemeint, was du gerade gesagt hast, oder?«

Noch ein Seufzer. »Ja.«

Wumms. Menschen wurden zu Sklaven von Vampiren. Wieso schockierte sie das noch? Sie hatte es doch selbst erlebt. Aber *dieser* Vampir schien so anders. Irgendwie. So menschlich. Und überhaupt sollte es Vampire nur im Film geben. »Das ist nicht wirklich wahr, oder?«

»Doch.«

Sie kaute auf ihrer Unterlippe herum wie auf seinen Worten.

»Kannst du damit aufhören?«, rief er, die Hand nach ihr ausgestreckt, die Miene entsetzt. Aber er bannte sie nicht, er befahl ihr nichts.

»Womit?«, fragte sie.

»Wenn du weiter auf deiner Lippe herumkaust, verletzt du dich, und das ...«

Augenblicklich wurde seine Sorge zu ihrer eigenen. Sie würde bluten. Und er? »Du würdest mich beißen?«

»Ich will es nicht.«

Das war nicht die Antwort, die sie hören wollte. Obwohl sie zu einem Teil auch beruhigend war. Gewiss hätte keine der Schattengestalten das von sich behauptet.

»Ich mach es nicht mehr«, versprach sie und er sah tatsächlich erleichtert aus.

»Du warst bewusstlos«, sagte er leise, ließ den Kopf hängen und wirkte endlos traurig, nein, nicht traurig – überfordert. »Ich hätte dich nur ins Haus bringen können, indem ich dich ...«

»Indem du mich hineingetragen hättest«, beendete sie seinen Satz. »Über die Schwelle deines Hauses.«

Er sah auf und nickte.

»Aber das hast du nicht.«

»Nein.« Er schüttelte den Kopf. »Das habe ich nicht.«

»Weil du gegen die Sklaverei bist.«

»Ja.«

»Du hast zu Scott gesagt, du kannst es nicht.«

Erstaunen weitete seine Augen. »Du hast uns gehört?«

»Vielleicht nicht alles. Aber das schon. Was hast du damit gemeint?«

»Dein Blut.« Er spannte sämtlich Muskeln an, als er das Wort aussprach.

»Es ist stark«, wiederholte sie seine Worte.

»Das ist es.«

»Was heißt das?«

»Es ist bei jedem Menschen verschieden. Und deines ist laut.«

»Laut?«

»Wir können es hören.«

»Ihr Vampire, meinst du?«

»Wir hören es bei jedem Lebewesen, wie es durch die Adern strömt, Wege nimmt, Hindernisse umschifft. Wir können auch etwas über seine Beschaffenheit heraushören. Und damit meine ich nicht nur, ob jemand zu viel Alkohol hatte oder so was.«

Sie lauschte staunend. Es erschien ihr völlig unreal. Aber das war alles andere auch. Noch immer konnte sie die Beine nicht bewegen. Ein Infusionsschlauch klebte in ihrem Arm, den ein Vampir angelegt hatte, um ihr Leben einzuflößen, das ihr andere Vampire ausgesaugt hatten.

»Aber das mancher Menschen ist anders. So wie deines.«

»War ich deswegen dort?« *Wo immer dort gewesen sein mochte.*

Er nickte, die Lippen fest aufeinandergepresst und sie erinnerte sich, dass einer von beiden gesagt hatte, dass sie nur deshalb noch lebte.

»Warum wissen wir Menschen nichts von euch?«

»Wir bemühen uns, im Verborgenen zu bleiben.«

»Aber manchmal raubt ihr Menschen?«

»Es kommt vor, ja. Nicht alle Vampire halten es für falsch. Und nicht alle haben ihren Blutdurst im Griff.« Seine Hände waren zu Fäusten geballt.

Blutdurst.

»Es kommt vor, dass ein Vampir einen Menschen leer trinkt und ihn auf der Straße zurücklässt. Dann räumen andere hinter ihm her – auch wenn das kaum eine angemessene Ausdrucksweise ist. Sie sorgen dafür, dass möglichst niemand davon erfährt.«

»Und wenn doch, bannt ihr die Leute, damit sie es vergessen.«

»So ungefähr.«

»Aber ich wurde nicht *leer* getrunken.« Ein Schaudern kroch ihren Nacken hinauf, unheilvoll und fast so, als saugte eine der Schattengestalten das Blut durch ihre Adern zu sich heran.

»Dein ... Blut war ihnen zu kostbar.« Er atmete schwer.

»Ist es das?«

»Es ist sehr besonders. Es singt. So nennen wir es. Und wir werden angezogen von seinem Gesang.«

»Du auch?«

Er sah weg. Es war Antwort genug.

»Ist es hart für dich?«

Die Schwere seiner Erklärungen spiegelte sich in seiner Miene. »Das ist es.«

Unruhig zupften ihre Finger an der Decke herum. Er wollte ihr helfen – hatte ihr bereits geholfen. Er würde ihr nichts tun. Zumindest redete sie sich das ein. »Du hörst es auch jetzt?«

»Ja.« Sein Blick ging in die Ferne, als lauschte er dem Gesang der Vögel im Wald. *Frieden*, dachte sie, als seine Züge sich glätteten. Aber da war auch etwas anderes, eine tiefe Sehnsucht. *Verlangen*?

»Wie hört es sich an?« Sie flüsterte nur, als wollte sie seine Aufmerksamkeit nicht wieder auf sich ziehen, aber natürlich sah er sie trotzdem an.

»Es ist schwer zu beschreiben für jemanden, der keinen Bezug dazu hat.«

»Versuchst du es?«, bat sie.

»Hmmm«, machte er nachdenklich und sie fragte sich, ob sich ihr Blut so ähnlich anhörte wie sein Brummen. »Stell dir vor, in einer Flüssigkeit würden Metallteilchen bewegt.«

»Eisen«, schlug sie vor. »Es ist doch Eisen im Blut.« Er zuckte zusammen, als sie *Blut* sagte und sie nahm sich vor, es nicht wieder zu tun.

»Ja, meinetwegen Eisen«, sagte er. »Bei manchen Menschen, bei sehr wenigen, sind es nicht nur Teilchen, die melodios aufeinandertreffen. Bei dir ist es fast ... als wären Glöckchen darin.«

»Glöckchen?« Sie kratzte sich an der Stirn und schob sich gedankenverloren ein paar Locken hinters Ohr.

Er zuckte entschuldigend mit den Achseln.

»Glöckchen«, wiederholte sie und versuchte sich irgendwie an die Vorstellung ihres singenden Blutes zu gewöhnen.

»Verrätst du mir deinen Namen?«, fragte er in ihre Gedanken hinein.

Sie presste die Lippen aufeinander.

Er wusste nicht, wer sie war. Vermutlich sollte sie es dabei belassen.

»Ist schon gut, du musst es mir nicht sagen«, wiegelte er ab. »Vielleicht solltest du noch ein wenig schlafen. Du hast gegessen, nun brauchst du Ruhe.«

»Bitte banne mich nicht«, rief sie. »Bitte.«

»Mache ich nicht. Nicht, wenn du nicht willst. Es würde es nur einfacher für dich machen, einzuschlafen.«

Heftig schüttelte sie den Kopf. »Bitte nicht!«

»Keine Sorge, mir liegt nichts daran, dir meinen Willen aufzuzwingen.« Seine Worte klangen ehrlich und obwohl er noch immer angespannt schien, glaubte sie ihm.

Beruhigt atmete sie auf, da erhob er sich. Sofort war es mit der Ruhe vorbei. »Wohin gehst du?«

»Nicht weit. Ich hole nur etwas Holz fürs Feuer.« Hoch ragte er über ihr auf.

»Könnte ich nicht jetzt ins Haus gehen?«

»Du bist noch zu schwach. Deine Beine würden dich nicht tragen.«

»Kannst du das auch hören oder riechen?«

Er lächelte und die Lachfältchen veränderten sein Gesicht. Sie vertrieben Ernst und Überforderung. Wenigstens für einen Moment. Plötzlich sah sie die Wärme, die sie schon gespürt und in seiner Stimme gehört hatte.

»Das vielleicht nicht, *Glöckchen*«, antwortete er, »aber die Sinne von Vampiren sind um ein Vielfaches feiner als die von Menschen. Ich weiß es einfach.«

Damit ließ er sie allein.

Kapitel 3

TESS BLICKTE IN die Flammen und bewegte ab und zu die Finger. Es tat gut, aber gleichzeitig machte es ihr bewusst, was sie nicht bewegen konnte und wie ausgeliefert sie war. Einem Vampir. Einem, der ihr helfen wollte, aber dennoch Schwierigkeiten hatte, seinen Blutdurst im Zaum zu halten.

Weil ihr Blut sang.

Es war zu viel. Sie schloss die Augen. Ob sie ihn doch bitten sollte, ihr Schlaf zu befehlen? *Nein!* Sie wollte sich nichts befehlen lassen. Sie wollte wieder sie selbst sein. Und wenn das hieß, dass sie nicht schlafen konnte, dann würde sie damit schon fertig werden.

Sie schlief dennoch. Ihr erschöpfter, gemarterter Körper forderte den Schlaf. Immer mal wieder war sie für eine Weile wach oder zumindest halbwach. Jamie war immer da, entweder auf dem Platz auf der anderen Seite der Flammen oder ganz in der Nähe und zeigte sich, sobald sie sich regte. Dann aß sie etwas und manchmal redeten sie, oft aber schlief sie einfach direkt wieder ein.

Jetzt war es einmal mehr Tag und vielleicht war sie deshalb nicht ganz so müde, fühlte sich sogar einigermaßen ausgeruht. Sie wusste allerdings auch nicht, wie viel Zeit inzwischen verstrichen war.

»Wie lange liege ich hier eigentlich schon? Ich habe komplett das Zeitgefühl verloren.« Wenigstens gab es wieder Tag und Nacht, nicht nur ewige Dunkelheit.

»Ein paar Tage.«

»Du hältst mich seit *Tagen* bewegungsunfähig?«

»Du hast sowieso die meiste Zeit geschlafen.«

Ja, weil du es befohlen hast, dachte sie bitter. Aber es war nicht die ganze Wahrheit und so schwieg sie.

»Hast du Hunger?«

»Etwas.«

Neben ihm stand eine Kühltasche und er holte ein paar Sachen heraus und reichte sie ihr. Wieder trank sie zuerst. Sie widmete sich gerade dem Essen, da griff er erneut in die Tasche. Er holte eine Flasche Bier heraus, öffnete sie und nahm einen Schluck.

»Du trinkst Bier?«, fragte sie entgeistert. Es war mitten am Tag, vor allem aber war er ein blutsaugender Untoter.

»Warum nicht?«, entgegnete er. »Vampire wissen gute Dinge durchaus zu schätzen.«

»Dann ernährt ihr euch nicht nur von ... Du weißt schon.« Sie wollte das Wort nicht aussprechen, seinetwegen, aber auch, weil sie bezweifelte, dass sie das Stück Käse in ihrer Hand danach noch ohne Schwierigkeiten schlucken könnte. Es blieb auch so in ihrem Hals stecken, offenbar genügte es, *Blut* und *ernähren* im selben Satz zu denken.

Er verdrehte die Augen. »So ein Unsinn. Bloß weil ihr Menschen euch Geschichten über unsere Art erzählt, ist nicht alles daran wahr.«

»Aber manches schon?«

»Manches schon.«

Er trank und sie kaute auf ihrem Brot herum und fragte sich, ob sie tiefer graben sollte. Vermutlich wusste sie schon mehr, als ihr lieb sein konnte. Andererseits half es nichts, sich zu drücken. Denn es sah nicht danach aus, als würde sie allzu bald von hier verschwinden.

»Was ist mit Sonnenlicht?«, fragte sie so beiläufig wie möglich.

»Ich sitze doch hier bei dir.« Er zeigte hinauf in den Himmel. »Es scheint zwar nicht die Sonne, aber Tageslicht ist doch angeblich genauso tödlich.«

»Stimmt.«

Er zuckte mit den Schultern, diesen breiten Schultern, über denen das T-Shirt spannte. Die Arme daran könnten sie in nur einem Augenblick in Stücke reißen. Oder in Sicherheit tragen. Sie hatte sich noch nicht entschieden, woran sie glauben wollte.

»Hat nicht jede Geschichte einen wahren Kern?« Immerhin tranken diese Vampire *wirklich* Blut. Und sie existierten!

»Einen Kern so klein, dass er manchmal nicht mal zu finden ist«, gab er zurück.

»Also seid ihr keine reinen Gestalten der Nacht?«

»Anders als ihr sehen wir nachts genauso gut wie am Tag. Das heißt, wir sind euch nachts noch mehr überlegen.«

»Der Jäger seiner Beute.«

»Wenn du es so ausdrücken möchtest.« Wieder ein Achselzucken. »Viele von uns sind einfach gerne nachts unterwegs.«

»Du auch?«

Er antwortete lange nicht. »Ich mag die Nacht«, sagte er schließlich. »Aber ich habe auch nichts gegen den Tag.«

»Und die Sonne kann dir gar nichts anhaben?«

»Willst du mich aushorchen, Glöckchen?«, fragte er mit einem schiefen Grinsen, bei dem sich sein Bart verzog. Es gefiel ihr.

Und sie hätte sich am liebsten geohrfeigt.

»Willst du herausfinden, wie du mich besiegen kannst?«

»Besiegen?« Sie schnaubte. »Käme ich im Traum nicht drauf.« Gut wäre es allerdings schon, ein paar Schwächen zu kennen.

»Nein, die Sonne tut mir nichts«, antwortete er unverhohlen. »Aber ihr Licht kann unangenehm sein. Es ist zu grell für uns. Vampire laufen im Sommer meistens mit Sonnenbrillen rum.«

»Ah, danke für den Tipp«, sagte sie mit einem kleinen Lachen, »dann kann ich euch ja in Zukunft daran erkennen.«

Er lächelte zurück.

»Könnt ihr fliegen?«

»Schön wär's.« Er verschränkte die Arme vor der Brust. »Nein, wir schlafen nicht in Särgen. Ja, wir atmen und haben einen Herzschlag. Und ja, wenn du uns verletzt, bluten wir«, ratterte er herunter. »Und es tut auch weh.«

Okay. Also nicht unverwundbar. »Habt ihr ein Spiegelbild?«

»Ja, haben wir. Damit dürften wir alle Klischees durchgegangen sein, oder?« Er wirkte genervt, aber er blieb freundlich. Das war doch schon mal was.

»Tut mir leid«, sagte sie. »Aber ... keine Ahnung.«

»Schon gut. Ist ja alles neu für dich.« Er winkte ab. »Ach ja, wir verwandeln uns übrigens auch nicht in Fledermäuse.«

»Das ist gut, die kann ich nämlich nicht leiden.« Obwohl sie das Huschen der Schattengestalten auch nicht besser hatte leiden können. »In andere Tiere denn?«

Er lachte in sich hinein und etwas in ihrem Inneren öffnete sich für ihn. Mist. Sie sollte ihn nicht ... nett finden.

»Nein, keine Verwandlungen«, antwortete er. »Sonst noch was?«

»Ihr seid ... schön.«

Er verzog das Gesicht. »Die Verwandlung verändert uns.«

»Tut es weh? Die Verwandlung?« Wieso fragte sie das? Konnte ihr das nicht komplett egal sein? *Hoffentlich war es die Hölle.*

Er antwortete nicht, also vermutlich ja. Sein Gesicht verlor an Farbe und eine Melancholie zog darüber, so tief, dass es ihr den Brustkorb zuschnürte. Verflucht, wieso fühlte sie mit einer Kreatur der Finsternis mit?

»Ich passe auf dich auf«, sagte er schließlich, »damit dir nichts mehr passiert.«

Ihre Kehle machte dicht.

EIN VAMPIT WÜRDE sie vor Vampiren schützen. War das beruhigend oder nicht? Wie gerne hätte sie das alles wieder ins Reich der Mythen abgetan.

Er nahm einen Schluck aus seiner Flasche und plötzlich beneidete sie ihn darum. Um die Leichtigkeit, einfach einmal ein Bier zu trinken. Es war zu lange her, dass sie Normalität erlebt hatte.

Er sah es. »Willst du auch?« Mit der Flasche deutete er auf sie.

»Lass mal. Ich wäre wahrscheinlich sofort sturztrunken.«

Die Lachfältchen zeigten sich. »Aber Lust hättest du schon?«

»Klar. Warum nicht?«

»Die meisten Mädchen mögen kein Bier.«

Sie imitierte ihn und verdrehte die Augen. »Bloß weil ihr Männer euch Geschichten über uns Mädchen erzählt, sind die noch lange nicht alle wahr.«

Er lachte. Und es war so sehr das Gegenteil von ... allem. Seine Brust bebte und etwas in ihr wollte ihn berühren, um herauszufinden, ob er sich anfühlte, wie er aussah. Wie ein Mensch? Er besaß wirklich ein Herz, das schlug?

»Auf die Wahrheiten hinter den Geschichten«, sagte er und beugte sich vor.

Sie nahm ihre Wasserflasche und über das niedrige Feuer hinweg stießen sie miteinander an. »Wie merkwürdig«, sagte sie. »Das alles hier.«

»Allerdings.«

»Dann sitzt du nicht öfters mal mit einem Mädchen und deinem Bier hier draußen vor deinem Haus am Lagerfeuer?«

Apropos Haus, sie sah sich um. Bei Tageslicht wirkte es nicht weniger verwahrlost, das Holz war verblichen und ewig nicht angestrichen. Aber es strahlte eindeutig Charme aus. Die letzte Spitze des Dachfirsts neigte sich keck zur Seite, geradezu als wollte es nachsehen, was unten vor sich ging. Und wie es schien, fand auf der Veranda an der Eingangsseite tatsächlich des Öfteren Leben statt.

Unter dem von Holzbalken getragenen Dach war ein langer Tisch mit allerhand Zeugs beladen, das sie aus der Entfernung nicht erkennen konnte. Es gab mehrere Stühle, aber sie waren nicht ordentlich darunter geschoben, sondern standen herum, wo sie zuletzt irgendwem als nützlich erschienen waren. Und während alles andere um das Haus reichlich verwildert aussah, Gras, Büsche, sogar die Bäume, die es weitläufig umstanden, war der Trampelpfad von der Scheune zur Veranda so ziemlich das Einzige, das nicht vom Unkraut überwuchert war.

Über drei Stockwerke schob sich die alte Villa in die Höhe und bot gewiss massig Platz. Das Dach war bis auf den letzten, spitzen Zipfel relativ flach, so dass auch die oberste Etage riesig sein musste. An der Frontseite wirkten die niedlichen kleinen Sprossen-

fenster wie milde Augen, zahllose Augen, die Tess' Blick auf eine gruselige, aber auch mitfühlende Art erwiderten. Sie wandte sich ab und schüttelte den Kopf, um die verrückten Gedanken loszuwerden.

Jamie beobachtete sie. »Bin eher nicht so der Lagerfeuertyp«, beantwortete er ihre Frage. »Schätze, dafür bin ich zu alt.«

Das weckte ihre Neugier und sie musterte erneut sein junges Gesicht.

»Ich weiß, ich weiß, gleich kommt irgendein blöder Spruch, dass ich nicht älter sein kann als irgendwas in den Zwanzigern.«

»Was ist so blöde daran?«

»Ich bin über dreihundert Jahre alt.«

Ihr fiel die Kinnlade herunter.

»Nur sieht man das nicht.«

Sie klappte die Kinnlade wieder rauf, als sie amüsiert feststellte, dass ihn das ärgerte. »Musst du immer noch deinen Ausweis vorzeigen, wenn du Bier kaufst?«, neckte sie ihn und zeigte auf seine Flasche.

»Wenn es einer wagt, dann sehe ich ihm tief in die Augen«, grummelte er.

Und sie lachte, obwohl sie das eigentlich gar nicht lustig finden durfte. »Und ab welchem Alter genau ist man zu alt fürs Lagerfeuer?«

»Vermutlich wenn du aus einer Zeit stammst, oder zumindest von einem Ort, an dem du noch mit Holz deine Hütte heizen musstest. Zentralheizungen gibt es noch nicht so lange.«

»Verstehe«, sagte sie. »Dann kannst du der ganzen Sache also nichts abgewinnen.«

»Der Sache?«

»Na, ein Mädchen und ein Junge, ein Bier und ein Feuer.«

Er schnaubte.

»Schon klar«, gab sie zurück, »du findest nichts an mir. Aber das meinte ich gar nicht. Ich meinte so ganz allgemein.«

»Nein, so ganz allgemein gesprochen kann ich der Sache nicht allzu viel abgewinnen und mich nicht erinnern, dass ich in meiner Zeit mal ein Date am Feuer hatte.«

»In deiner Zeit. Dreihundert Jahre. Wow!«

»Ja, wow«, sagte er, klang aber nicht begeistert. »Und es ist nicht wahr.«

»Was?«

»Dass ich nichts an dir finde. Du bist hübsch.«

Ihr schoß das Blut in die Wangen – das Blut, das sang. Eine Erwiderung fand sie nicht.

»Und wenn ich schon am Lagerfeuer sitzen muss, bin ich froh, dass ich es mit einem hübschen Mädchen tue.«

»Und mit einem Bier«, sagte sie, um von sich abzulenken.
»Und mit einem Bier«, bestätigte er, hob die Flasche und prostete ihr zu.
»Tut mir leid, dass du wegen mir hier draußen rumhängen musst.«
»Muss dir nicht leidtun. Kannst ja nichts dafür.«
»Danke, dass du es machst und, na ja, dein Bier trinkst und nicht von mir.«
»Nicht mehr lange, dann kannst du aufstehen und wir gehen rein.«
»Echt?«
»Einige Stunden, würde ich mal schätzen, vielleicht noch ein Tag.«
»Ich kann es kaum erwarten.«
»Glaub ich.« Abrupt hob er den Kopf. »Scheiße.«
»Was ist los?«
»Wir bekommen Gesellschaft.«

»WARTE KURZ HIER«, raunte er ihr zu und verschwand.

Na super, als ob sie irgendetwas anderes tun könnte. Sie versuchte ihm mit den Augen zu folgen, aber er war viel zu schnell, und es machte sie verrückt, dass sie nicht sah oder hörte, was ihn aufgeschreckt hatte.

Sie schrie auf, als er aus dem Nichts wieder vor ihr stand.

»Sorry«, sagte er und hob zugleich sein Telefon ans Ohr. »Leute, ich brauche euch. Jetzt. Sofort.«

Wen rief er an? Sie brauchten Hilfe? Verdammt, nein! »Was passiert hier?«

Jamie trat von einem Fuß auf den anderen, ballte die Hände zu Fäusten. »Tut mir leid.«

»Was tut dir ...?«, setzte sie an, aber da packte er sie schon und hob sie hoch. Sie begriff trotzdem nichts, bis sie hörte, was er zuvor schon bemerkt hatte. Autos, und sie kamen schnell näher.

Jamie rannte mit ihr los. Auf das Haus zu. Er keuchte, nein, er fauchte! Sie an?

Über die Schulter sah sie ihre Verfolger das Grundstück erreichen. Durch einen dichten Wald preschten sie über die Straße heran bis zur Scheune, der Schotter knirschte, sie sprangen aus ihren Wagen und fletschten die Zähne. *Großer Gott, sie fletschten die Zähne!*

Lange ausgefahrene Fangzähne.

Nicht weit hinter der Haustür ließ Jamie sie los und sie ging zu Boden wie ein Sack Kartoffeln. Noch immer konnte sie ihren Körper nicht bewegen. Verfluchter Dreck! Die Decke war noch halb um sie gewickelt, den Infusionsschlauch hatten sie zum Glück schon entfernt.

Sie hatte es selbst tun müssen, auch das Pflaster in die Ellenbeuge kleben, damit er nur ja nicht in die Nähe ihres Blutes geriet. Sein Gesicht hatte ihr überhaupt nicht gefallen, als er den Müll aufnahm, den sie ihm zuwarf, aber sie hatte nicht einmal geblinzelt, da war er schon damit verschwunden gewesen. Und ziemlich lange nicht zurückgekehrt ...

Jetzt sprang er mit einem Knurren durch die Tür nach draußen. Hatte sie seine Zähne gesehen?

Sie lag auf einem Holzfußboden in einer Art Lobby, und ihre Beine steckten in einer Jeans, die sie nicht kannte. Mit aller Kraft versuchte sie, sie in Gang zu bringen, aber es war, als gehörten auch die Beine einer fremden Frau, nicht nur die Hose.

Sie riss sich von dem Anblick los. Hinter ihr war eine Treppe, rechts vor ihr standen alte, abgeranzte Sofas im Raum. Keine Lobby? Das Wohnzimmer? Daneben war die Haustür. Direkt vor ihr. Weit offen.

Eine Gruppe Leute marschierte heran. Vampire. Und Jamie ... stellte sich ihnen entgegen. Um sie zu verteidigen? Ihr Leben? Ihr Blut?

Aber wie sollte er mit so vielen fertigwerden?

Sie bildeten einen losen Kreis und umstanden die Veranda, ohne wirklich näherzukommen. Was taten sie? Wollten sie das Haus umzingeln? Warum griffen sie nicht an? Wegen Jamie? Fürchteten sie einen einzelnen? Dann aber stürmte einer voran und ging auf Jamie los. Wieder hörte Tess ihn fauchen. Er schlug den Angreifer nieder, stand wie ein Fels auf der Holzveranda und geriet nicht einmal ins Wanken.

Aber weitere rückten nach.

Verdammt, sie musste ihre Beine unter Kontrolle bekommen. Sie musste hier weg. Was nützte es, dass er sie ins Haus gebracht hatte, wenn sie nicht einmal die Tür schließen und verriegeln konnte?

Panik breitete sich in ihr aus, flirrte durch ihren Körper, und ihr Herz wummerte in einem viel zu schnellen Takt. Bestimmt hörten die da draußen es. Das Rauschen des singenden Blutes. Ihr wurde schwummrig und der Raum begann sich zu drehen. Alles würde von vorne beginnen, wenn diese Leute sie erwischten.

Tränen schossen ihr in die Augen und gleich darauf ihre Wangen hinab. Sie hörte sich selbst wimmern, scharrte mit den Händen über die Dielen, versuchte sich wegzuschieben, weg von der Tür, weg von dem Kampf, der draußen tobte. Einem Kampf, den Jamie nicht gewinnen konnte.

Er schlug um sich. Sie schob sich zentimeterweise über den Boden. Sie wollte nicht wieder dorthin zurück, wo er sie gefunden hatte. Es durfte nicht sein.

Die Schattengestalten kamen über sie. Im Geiste oder waren sie schon hier? Sie zischelten, kicherten und lachten. Dunkelheit füllte ihr Sichtfeld. Bewusstlosigkeit zerrte

an ihr. Aber sie durfte nicht ohnmächtig werden. Sie würde aufwachen und wieder hilflos sein.

Atmen, Tess, atmen!

Sie rieb sich die Schläfen und über die Augen, riss sie weit auf. Draußen kämpfte Jamie um seines und um ihr Leben. Mit zweien gleichzeitig nahm er es auf. Er brüllte und stieß einen von sich. Aber der andere setzte nach und traf ihn an der Schulter. Er stolperte zurück. Sie waren in der Überzahl, sie würden ihn besiegen. Gleich, gleich kämen sie zu ihr.

Schwarze Punkte tanzten vor ihren Augen und machten es ihr fast unmöglich, das Geschehen zu verfolgen. Aber dann erstarrte sie zu vollkommener Reglosigkeit.

Das da draußen waren Monster.

Nicht nur die Angreifer.

Jamie hatte den zweiten Gegner überwältigt. Leblos ging er zu Boden, aber noch immer hielt Jamie etwas in Händen. Jetzt warf er es achtlos weg und wandte sich dem nächsten zu. Tess aber sah diesem Etwas hinterher.

Es war der Kopf. Jamie hatte ihn seinem Gegner vom Leib getrennt. Mit bloßen Händen. Er rollte über den Schotter, dann lag er still und bannte Tess, obwohl er längst tot war.

Motorenlärm schlug ihr entgegen, toste in ihren Ohren und ließ sie aufblicken. Weitere Autos rasten die Straße zum Haus entlang und kamen schlitternd zum Stehen. Weitere Männer sprangen heraus.

Es waren nicht viele, trotzdem hatte Jamie keine Chance mehr.

Sie stürmten auf ihn los und aus Tess' Kehle stieg ein Klagelaut auf. Er dehnte sich zu einem Winseln und brachte ihren gesamten Körper zum Beben. Nicht mehr lange und sie würden sie beißen.

Von ihr trinken.

Schlucken.

Gehetzt zuckte ihr Blick über die Neuankömmlinge. Welcher würde es sein? Würden sie sie diesmal *leer* trinken? Einer warf einen Blick zum Haus und sie war sich fast sicher, dass er sie ansah. Würde er der Erste sein, der von ihr trank?

Vor Angst wie erstarrt beobachtete Tess, wie die Neuen in den Kampf eingriffen. Ihre Mienen waren kalt, hart, grausam.

Sie schlugen zu.

Aber sie wendeten sich gegen die Angreifer. Einen um den anderen machten sie die Vampire nieder, die es gewagt hatten, Jamie auf seinem eigenen Grundstück zu attackieren. Einer nach dem anderen fiel. Einer nach dem anderen starb.

Tess wusste nicht mehr, was sie empfinden sollte. Die Panik wich Grauen, als sie Zeugin des Tötens wurde. Die Erleichterung wich neuer Furcht. Furcht vor dem, was sie nicht verstand.

Sie kroch rückwärts. Kam kaum von der Stelle. Wieder weinte sie. Weg, sie wollte weg. Das Gemetzel hielt an. Mord und Totschlag. Blut, überall Blut. Es war nicht ihres, sagte sie sich. Ihres war nicht länger in Gefahr, sagte sie sich. Aber sie glaubte es nicht.

Die Bestien dort draußen waren Jamies Freunde. Die, die er um Hilfe gerufen hatte. Und sie halfen ihm, wo auch immer sie so schnell hergekommen waren. Verteidigten sie und ihr singendes Blut.

Sie schlug die Hände vors Gesicht, konnte es nicht länger mitansehen. Brachte es aber auch nicht fertig, wegzusehen. Lugte zwischen den Fingern hervor.

Das da geschah ihretwegen. Sie keuchte. Sie würgte. Und sah zu, wie Vampire Vampire abschlachteten.

Die Angreifer waren in der Überzahl. Trotzdem waren sie machtlos und am Ende alle tot. Tess verstand nichts vom Kämpfen, aber selbst sie erkannte die Präzision, mit der Jamie und seine Freunde agierten. Wie schnell sie waren. Wie geschmeidig im Kampf. Und wie kaltblütig sie mordeten.

Sie kamen auf das Haus zu.

Schritt um Schritt.

Näherten sich.

Ihr.

REGLOS LAG SIE am Boden. Sah die Toten. Sah die Lebenden. Sie konnte nicht weg. Weil ein Vampir sie gebannt hatte. Ein Vampir, der gerade Leute getötet hatte.

Sie starrte ihn an. Er kam durch die Tür. Immer näher. Seine Freunde folgten ihm. Sie bewegten sich zur anderen Seite des Zimmers. Das war Jamies Wohnzimmer? Dunkle Möbel, Ledersofas. Er war definitiv Junggeselle. Kram lag herum. Nirgends Deko. Keine weibliche Hand. Ihr gefiel es.

Was dachte sie da bloß?!

Vampire waren im selben Raum mit ihr!

Sie blieben auf Abstand, deutlich auf Abstand. Sie wurden still. Ein Zimmer war zwischen ihnen und ihr. Nur einer kam näher. Jamie.

Er hatte Kratzer im Gesicht und eine Verletzung am Arm. Von Kopf bis Fuß war er mit Blut bedeckt – selbst Tess nahm den metallischen Geruch wahr. Roch so auch ihr Blut für ihn? War er im Bluttausch nach diesem Kampf? Sie wich vor ihm zurück, aber alles, was ihr blieb, war den Kopf weg zu strecken.

Jemand warf ihm etwas zu und er wischte sich das Blut von Gesicht, Armen und Oberkörper. »Es tut mir leid«, sagte er. Sonst nichts.

Was meinte er damit? Er machte ihr Angst, obwohl sie wusste, dass er, die Bestie, für sie gekämpft hatte. Für sie und um ihr Leben. Er wollte ihr nicht schaden.

Er wollte nicht, aber würde er auch nicht?

»Ich bin nicht stark genug«, hörte sie ihn zu Scott sagen. War Scott hier? Keinen der vier fremden Männer hatte sie sprechen hören.

»Es tut mir so leid.« Er presste die Zähne aufeinander und beugte sich zu ihr hinab. Unendlich sanft nahm er sie in die Arme. So sanft, dass es seine Worte noch schwerer machte.

Er knurrte und für einen Augenblick zeichneten sich die Reißzähne unter seinen Lippen ab. Mit offensichtlicher Anstrengung drückte er sie noch fester zusammen. Er hob sie hoch. Er trug sie die Treppe hinauf.

Das Wohnzimmer, die offene Tür und die vier fremden Vampire blieben zurück. Am Ende der Treppe ging er wenige Schritte durch einen Flur, wandte sich nach rechts und brachte sie in ein Zimmer mit einem sauberen, frisch bezogenen Bett. Die Fenster waren hochgeschoben, es war luftig, hell und aufgeräumt darin.

Hatte er es für sie vorbereitet?

Behutsam legte er sie auf dem Bett ab.

Sobald sie sicher lag, zog er sich blitzartig zurück. Er drückte sich an die Wand neben der Tür, so weit weg von ihr, wie es nur ging.

»Was tut dir leid?«, fand sie ihre Stimme wieder.

Schmerz zog über sein Gesicht, ein so tiefer Schmerz, dass sie um Atem rang.

»Was?«, schrie sie ihn an.

»Dass ich dich in mein Haus getragen habe.« Er war fast nicht zu hören, keine Spur von dem starken Wesen, das ihr Leben beschützt hatte.

Erschüttert, das war er.

Und erschüttert wurde sie.

Als hätte das Monster sein eigenes Haus niedergerissen und sie unter den Trümmern begraben, brach die Welt über ihr zusammen. »Über deine Schwelle«, flüsterte sie.

Er sagte nichts, rührte sich nicht, begegnete nicht einmal ihrem Blick.

»Sieh mich an, verflucht!«

Er tat es und hob den Blick. Der Himmel in seinen Augen war ein stürmischer, obwohl niemals Wolken durch das ewige Blau trieben.

»Was bedeutet das?« Warum fragte sie noch? Er hatte es doch längst erklärt.

Er öffnete den Mund, brachte aber keinen Ton heraus.

»Was bedeutet das? Sag es mir!« Ihre Stimme schwankte und Tränen brannten in ihren Augen.

Er befeuchtete die Lippen, die, unter denen sich reißende Fangzähne verbargen, das hatte sie nicht vergessen. Seine Fäuste öffneten und schlossen sich.

Er sprach und sein Haus stürzte endgültig über ihr zusammen.

»Du bist meine Blutsklavin.«

»NEIN!«

»Es tut mir leid«, wisperte er.

»Hör auf, das immer wieder zu sagen!«, brüllte sie ihn an. »Du kannst das rückgängig machen. Mach das rückgängig! Sofort!«

Er schüttelte den Kopf, antwortete nicht einmal, aber die Traurigkeit und die Last auf seinen Schultern verrieten ihr, dass er es wirklich nicht konnte.

Aber sie konnte doch nicht ... Wie könnte sie?

Eine Sklavin? Blutsklavin?

»Was heißt das?« Auch ihre Stimme war nur noch ein Wispern.

»Du wirst alles tun, was ich sage.«

»Nein, werde ich nicht.«

»Hebe den rechten Arm«, sagte er.

Ihr rechter Arm schoss in die Höhe. Wütend funkelte sie ihn an.

»Sieh aufs Bett.«

Ihr Blick rutschte auf die Bettdecke, und noch bevor sie ihn anschreien konnte, dass er damit aufhören sollte, kam schon der nächste Befehl.

»Hebe den linken Arm.«

Obwohl sie dem Vampir nicht ins Gesicht sah, schoss auch der linke Arm hinauf.

»Mach, was du willst«, gab er resigniert von sich.

Sie nahm beide Hände herunter und starrte ihn sprachlos an. In seinem Blick war dasselbe Entsetzen, das sie verspürte. Es machte es ihr unmöglich, ihm weiter Vorwürfe zu machen.

»In meinem Haus ...« Er stockte, holte zitternd Luft und setzte neu an. »Als meine Blutsklavin gehörst du mir.«

Keuchend stieß sie den Atem aus, der noch in ihren Lungen war. Sie brauchte ihn nicht mehr. Als Sklavin wollte sie nicht leben.

»Vampire respektieren den Besitz eines anderen Vampirs«, erklärte er steif. »Indem ich dich hineinbrachte, erhob ich Anspruch auf dich und schützte dich so vor denen draußen.« Er nickte zur Tür und sie fragte sich, ob er damit auch seine Freunde meinte.

Nun war sie es, die zitternd Luft holte. »Du hast eine Sklavin aus mir gemacht, um mich zu schützen?« Das klang vollkommen irre.

»Wir konnten nicht auf meine Freunde warten. Draußen hätte ich sie allein nicht von dir fernhalten können. Sie hätten dich ...«

Sie hob eine Hand und er verstummte. Weder wollte sie es aus seinem Mund hören, noch es sich vorstellen – schon wieder. »Warum habt ihr sie umgebracht, wenn ich hier drinnen doch angeblich sicher bin?«

»Dein Blut«, begann er gequält. »Du weißt, wie schwierig es für mich ist. Diese Fremden waren schon nach wenigen Augenblicken im Rausch. Keiner kann sicher sein, was Vampire im Rausch tun. Aber dich reinzubringen, hat mir genug Zeit verschafft, um dich bis zur Ankunft meiner Freunde zu verteidigen.«

»Danke«, sagte sie, sah ihn nicht an, schluckte schwer, meinte es irgendwie so. Aber irgendwie auch gar nicht.

»Es tut mir leid.«

»Hör auf damit«, fuhr sie ihn an und erdolchte ihn mit den Augen. »Findest du es nicht genial, jetzt immer deine eigene Blutsklavin parat zu haben?«

Er antwortete nicht.

»Was bedeutet das überhaupt, *Blutsklavin*? Wirst du jetzt doch von mir trinken?«

Er antwortete noch immer nicht, aber an der Bewegung seines Bartes konnte sie erkennen, wie sehr er mit ihren Worten zu kämpfen hatte. Oder auch nur mit dem einen – bösen – Wort.

»Zur Hölle, sag etwas!«

»Ja, werde ich.«

Sie wurde zu Eis. Ein Zittern lief durch ihren Körper und Sprünge taten sich auf. Sie wurde auseinandergerissen. Und es tat weh, höllisch weh. »Mach, dass ich meine Beine bewegen kann«, schrie sie.

»Beruhige dich«, grollte es beinahe sanft vom anderen Ende des Raumes zu ihr herüber.

Ihr Herzschlag normalisierte sich und das unkontrollierte Zittern ließ nach. Dafür rann die erste Träne über ihre Wange. Sie wischte sie weg und sah ihn vorwurfsvoll an.

»Ich werde den Bann von deinen Beinen nehmen«, sagte er noch immer in diesem gleichmäßigen, ruhigen Tonfall. »Aber ich möchte, dass du im Bett bleibst.«

Es war kein Befehl, er bat sie darum. »Ist gut. Mach ich.«

»Deine Beine sind noch nicht stark genug, um dich zu tragen.« Er näherte sich dem Fußende des Bettes und sie sah, wie er krampfhaft die Zähne zusammenbiss. In einer eiligen Handbewegung strich er über ihre Beine und sie spürte das Surren, das sie auch an den Armen bemerkt hatte.

Keinen Wimpernschlag später stand er wieder an der Wand und sie hatte die Knie zu sich herangezogen. Gut, etwas mehr Abstand zwischen ihnen. Sie konnte auch den Oberkörper aufrichten, rückte noch ein Stück ab und schlang die Arme um ihre Beine.

Dennoch verspürte sie keine Erleichterung über die neu gewonnene Bewegungsfreiheit. »Bin ich jetzt eine Gefangene in deinem Haus?«

»Ja.«

Ihre Finger bohrten sich in ihr Fleisch. »Ich darf es nicht verlassen?«

»Doch«, beschwichtigte er. »Aber ich muss es dir erlauben. Ohne meine Einwilligung kannst du weder durch die Türen noch durch die Fenster.«

Die Tränen liefen ungehindert. Sie glaubte dem Mann, dass er ihr eigentlich hatte helfen wollen. Aber das? Das war so erniedrigend. So unfassbar.

»Ich *werde* es dir erlauben«, sagte er, als machten ihre Tränen ihm etwas aus. »Du wirst hier leben müssen, aber wir werden einen Weg finden, okay?«

»Einen Weg wofür?«

»Um miteinander auszukommen.«

»Miteinander? Für dich dürfte die Sache doch wohl kein Problem sein.«

Er knurrte und seine Zähne blitzten auf. Verdammt, sie durfte ihn nicht reizen, nicht, solange sie nicht genau wusste, was hier gespielt wurde.

»Ich habe dir schon einmal gesagt«, erklärte er mühevoll, »dass ich weder eine Sklavin haben will, noch mir daran gelegen ist, dir meinen Willen aufzuzwingen.«

»Und doch wirst du es von nun an tun.« Sie biss sich auf die Zunge. Sie musste besser aufpassen, was sie sagte.

»Hör auf damit!«, zischte er.

Ihre Zähne klappten auseinander und gaben ihre Zunge frei.

Er schloss kurz die Augen. »Wir sollten uns vielleicht beide ein wenig beruhigen«, sagte er. »Ich schlage vor, ich gehe runter und du ruhst dich aus. Und später sprechen wir über alles. In Ordnung?«

Sie nickte. Was sollte sie auch sonst tun? Offenbar würde sie von nun an immer tun, was er wollte.

Er ging nicht gleich hinaus. »Eines musst du noch wissen.« Er atmete tief durch. »Über dein Blut.«

Mit einem Kraftakt verhinderte sie, dass sich ihre Zähne in ihre Unterlippe bohrten.

Er würde es trinken, verflucht, er würde ihr Blut trinken!

»Du gehörst jetzt zu uns und meine Freunde und ich werden dich beschützen«, sagte er sehr eindringlich. »Dennoch reagieren auch wir darauf.«

Scheiße.

»Was heißt das?« Ihr schwirrte der Kopf.

»Das heißt, dass du dir beispielsweise nicht die Zunge oder die Lippe blutig beißen solltest. Im Augenblick könnte ich für nichts garantieren.«

Sie erstarrte.

»Und meine Freunde noch weniger.«

Verdammt! Sie saß in einem Haus mit blutrünstigen Vampiren fest, das sie anscheinend nicht mal verlassen konnte.

»Hör mir zu«, lenkte Jamie ihre Aufmerksamkeit wieder auf sich. »Wenn wir beide erst vertrauter miteinander sind und ich mich an dich gewöhnt habe, wird es anders werden. Bis dahin wird einige Zeit vergehen, aber dann werde ich jeden von dir fernhalten, der dich angreifen will.«

»Und bis dahin?«

»Bis dahin müssen wir vorsichtig sein. Verstehst du das?«

Sie schluckte und nickte schwach.

»Meine Freunde werden dir nichts tun. Wenn wir vorsichtig sind.«

Sie nickte noch einmal. Noch schwächer. Ihr Blick rutschte von selbst zu Boden.

»Scott wird bald herkommen.«

Sie sah wieder auf.

»Er ist erfahren. Er kann damit umgehen.«

»Damit? Du meinst mit mir? Und meinem ...« Sie sagte *nicht* Blut.

»Ja.«

»O-kay.« Es klang mehr wie eine Frage. Sie hatte tausend Fragen. Aber sie geisterten völlig unkontrollierbar durch ihr überfordertes Hirn. »Darf ich zum Fenster?« Es schloss direkt ans Bett an, ihre Beine müssten sie nicht tragen.

»Ja sicher.«

Sie rutschte rüber, behielt aber den Vampir am anderen Ende des Raumes im Auge. So weit, wie ihre schlaffen Muskeln es zuließen, richtete sie sich auf, hob den Arm und wollte ihn rausstrecken.

Sie stieß gegen ein Hindernis, das sie nicht sehen konnte. Die Scheibe war nicht im Weg. Sie kam dennoch nicht weiter als bis zum Rahmen.

Verstört sackte sie zurück ins Bett. Hilflös.

»Würdest du mir den Gefallen tun und ein wenig schlafen?«, fragte er.

Sie zuckte die Schultern. Sie fühlte sich bis ins Mark erschöpft, wusste aber gleichzeitig nicht, ob sie überhaupt würde einschlafen können.

»Ich glaube, dass es deinem Körper helfen würde. Auch damit du deine Beine endlich wieder benutzen kannst.«

Ratlos sah sie ihn an.

»Außerdem wüsste ich, dass es dir erst einmal gut geht«, fuhr er fort, »und ich könnte mich mit meinen Freunden besprechen.«

Sie verstand, worauf er hinauswollte. »Du willst mich bannen.«

»Ich muss dich nicht mehr bannen. Tut mir ...« Er schluckte die neuerliche Entschuldigung. »Du wirst alles tun, was ich sage.«

Sie holte tief Luft und stieß sie wieder aus. »Du glaubst, dass es mir danach besser geht?«

»Deinem Körper, ja.«

Ihr Geist würde danach noch ebenso verwirrt sein wie jetzt. Ihr Verstand hatte sich vermutlich auf Dauer verabschiedet. Sie rückte sich im Bett zurecht und zog die Decke über sich. Erneut zuckte sie mit den Schultern.

»Schlaf jetzt.«

Kapitel 4

TESS WACHTE IN einem weichen Bett auf und erinnerte sich sofort, wo sie war und was geschehen war. Sie sah das Blut vor sich. Gebleckte Reißzähne. Einen erschütterten Jamie. Verzweiflung. Ihr Herz krampfte, sie war eine Gefangene! Alles in ihr kribbelte und sie wollte aus dem Bett springen, losrennen, egal wohin.

Mit schierer Willenskraft zwang sie sich, es nicht zu tun. Stattdessen testete sie behutsam ihre Beine. Sie konnte sie über die Bettkante schieben, setzte sie am Boden auf und spürte die Berührung an ihren Füßen. Der Holzfußboden hieß sie mit einer angenehmen Wärme willkommen, die sogar durch die dicken Socken drang.

Vorsichtig drückte Tess die Knie durch. Sie kam hoch. Tatsächlich. Es war beruhigend, auch wenn es inzwischen fast zur Nebensache geworden war.

Sie warf einen Blick zum Fenster, doch die gruselige Erfahrung mit dem unsichtbaren Hindernis wollte sie fürs Erste nicht wiederholen. Ein paar Schritte, weniger wackelig, als sie erwartet hätte, brachten sie zur Zimmertür. Unschlüssig stand sie davor.

Sie musste pinkeln. Keine Ahnung, wann sie das zuletzt getan hatte und wie der Vampir es fertiggebracht hatte, dass sie es so lange nicht gemusst hatte. Nun drückte die Blase. Und er hatte ihr schließlich nicht verboten, das Zimmer zu verlassen.

Was für ein schrecklicher Satz.

Er würde ihr verbieten können, ein Zimmer zu verlassen.

Und sie könnte nichts daran ändern.

Er wollte ihr Blut trinken.

Nein, stopp! Sie würde wahnsinnig werden, wenn sie jetzt darüber nachdächte. Sie wusste noch viel zu wenig über diese Sache. Außerdem kannte sie Jamie zwar nicht gut, geschweige denn, dass sie sich mit den Absichten von Vampiren im Allgemeinen auskannte, aber sie setzte doch auf ihr Gespür, dass er nicht grundböse war. Und es hoffentlich grundsätzlich eher gut meinte mit ihr.

Entschlossen griff sie nach der Klinke, kein typisch amerikanischer Knauf, sondern eine richtige Klinke wie in Deutschland. Tess nahm es als gutes Zeichen.

Es war nicht abgeschlossen. Sie zog die Tür auf und trat in den Flur, ließ sich Zeit und gab allen anwesenden Vampiren mit ihren ach so feinen Sinnen genügend Gelegenheit

ihr Erscheinen zu bemerken. So könnten sie gegebenenfalls einschreiten – vorzugsweise bevor einer von Jamies Freunden sie ausgesaugt hätte.

Ein Schritt und noch einer und bald stand sie an der Treppe. Den übrigen Türen auf der Etage schenkte sie keine Beachtung, nahm auch die Holzvertäfelung an den Wänden kaum wahr. Allmählich hatte ihre Blase es eilig.

Sich wieder selbstständig bewegen zu können, gab ihr einerseits Auftrieb und auch ein wenig Hoffnung. Gleichzeitig schmeckte es bitter. *Jetzt* konnte sie ihre Beine bewegen. Aber *jetzt* war es zu spät.

Von unten drang die leise Unterhaltung der Männer an ihr Ohr. Es war eigenartig, aber auch gut in der Normalität, die das alltägliche Geräusch spendete.

Sie beschloss, sich auf diese Normalität einzulassen. Zu verdauen würde es noch genug geben. Fürs Erste würde es vielleicht helfen, die Männer, die Jamies Freunde waren, schlichtweg kennenzulernen, damit sie in ihnen nicht mehr nur erbarmungslose Kämpfer – Bestien – sah.

Eine Erinnerung blitzte in ihrem Geist auf, ganz ähnlich jener vom Lagerfeuer im Garten ihrer Eltern. Sie konnte sie in keinen Zusammenhang rücken, aber sie stammte eindeutig aus ihrem alten Leben. Jungen, definitiv noch keine Männer, die in einem Zimmer abhingen und Bier tranken. Sie, die hinzukam und der auch eines gereicht wurde. Musik, die im Hintergrund lief.

Sie hatte sich wohlgefühlt. Waren es die Freunde ihres Bruders gewesen? Hatte sie einen Bruder gehabt? Ja, er war älter als sie. Und sie hatte es geliebt, mit ihm und seinen Kumpels zusammen zu sein. Sie war das Küken gewesen, die einzige Frau – oder wohl eher noch ein Mädchen – und alle hatten auf sie, die Kleine, aufgepasst.

Beschützen würden seine Freunde sie, hatte Jamie gesagt. Tess atmete einmal tief durch. Nun würde sie herausfinden, ob sie ihm glauben konnte. Sie stieg die Treppe hinab.

»Hi.« Auch wenn es Überwindung kostete, grüßte sie, als hätte ihr Bruder, an dessen Namen sie sich nicht erinnerte, bloß ein paar neue Freunde angeschleppt. Übermenschlich attraktive Freunde.

»Hey, sieh an, wer da ist«, sagte der, der der Haustür und gleichzeitig ihr am nächsten war. Er hatte schulterlanges, schwarzes Haar und sah unverschämt gut aus. Seine dunkelgrünen Augen funkelten sie vergnügt an, geradezu als wäre er tatsächlich einer, der gerade die kleine Schwester seines Freundes kennenlernte.

Und gleich als Erstes mit ihr flirtete.

Er war blass, aber es stand ihm. Die Gesichtszüge waren gerade und kantig, die Lippen jedoch voll. Das enganliegende schwarze T-Shirt zeigte einen durchtrainierten Ober-

körper, die definierten Arme waren von dicken Adern durchzogen – wessen Blut floss hindurch?

Sie merkte, dass sie ihn anstarrte, und war froh, dass eine Bewegung rechts von ihr sie den Blick abwenden ließ. Jamie war aus einem Sessel aufgestanden und machte einen halben Schritt auf sie zu. Mit einer Geste in den Raum sagte er zu ihr: »Darf ich vorstellen: Meine *Vampir-Kumpels*.«

Die Freunde wechselten irritierte Blicke, als er ihre Worte verwendete. Sie schob sich näher an ihn heran, vielleicht um ihre Zugehörigkeit zu ihm zu zeigen. Oder um zumindest ihm zu zeigen, dass sie für den Augenblick gewillt war, die Tatsachen zu akzeptieren und über alles Schwierige erst einmal hinwegzugehen. Zu verdrängen, besser gesagt.

»Hi Leute!« Sie winkte einmal in die Runde. »Ich würde euch ja gerne kennenlernen, aber ehrlich gesagt müsste ich erstmal für kleine Mädchen.«

Der mit den grünen Augen kicherte. Jamie wies ihr den Weg zu einem kleinen Badezimmer, das sich gleich um die Ecke ans Wohnzimmer anschloss.

Sie schlüpfte hinein. Und starrte sich eine gefühlte Ewigkeit im Spiegel über dem Waschbecken an. Bis ihre Blase zu platzen drohte. Dann plumpste sie auf die Klobrille und verschaffte sich Erleichterung. Wenigstens was das anging.

Die Wunden und Narben waren grässlich und nachdem sie sich Hände und Gesicht gewaschen hatte und erneut ungläubig ihr Spiegelbild anstarrte, überlegte sie, ob sie sich für den Rest ihres Lebens selbst in dem winzigen Bad einsperren wollte. Anstatt sich in einen Raum mit fünf attraktiven Männern zu begeben – als unattraktive Frau.

Denn das war sie von nun an.

Dabei spielte es keine Rolle, dass das Leben noch nicht in ihre sandfarbenen Augen zurückgekehrt war. Es spielte auch keine Rolle, dass ihre Haare fettig und brüchig waren und kein bisschen mehr an frisch aufgebrühten, kräftigen Mokka erinnerten – obwohl sie das immer an ihnen gemocht hatte. Nicht einmal das fremde T-Shirt, das sie zur fremden Jeans trug, störte. Das wahre Problem war, dass es zu viel offenbarte. Viel zu viel.

Rot und wund war ihr Hals und gespickt mit lauter winzigen, kreisrunden Narben. Sie sah genauer hin. Ja, sie heilten. Langsam. Aber würden sie jemals ganz weggehen? Würde sie jemals vergessen können?

Ob Jamie sie auch in den Hals beißen würde? Sie begann zu hyperventilieren und ließ sich wieder auf den Klositz fallen. Es hatte den Vorteil, dass sie aus dem Spiegel verschwand.

»Hey, Glöckchen.« Jamie klopfte sachte an die Tür. »Ist alles in Ordnung?«

»Weiß nicht«, antwortete sie kläglich.

»Kann ich reinkommen?«

Es gab keinen Schlüssel, also hinderte ihn nichts daran. Ob er ihn weggenommen hatte? Damit die Sklavin sich nirgendshin zurückziehen könnte? Stumm schimpfte sie mit sich selbst. Hatte sie sich nicht vorhin erst vorgenommen, die Dinge erst einmal auf sich zukommen zu lassen? Abzuwarten?

Die Narben waren schuld. Sie hatten sie zurückgeworfen in die Schatten.

Wieder klopfte es.

»Komm rein«, sagte sie.

Die Tür öffnete sich. Jamies Blick suchte sie und fand sie erst mit Verzögerung unten auf dem Toilettensitz, zusammengesunken, wie sie war.

»Hey, was ist denn los?« Er ging vor ihr in die Hocke, auch wenn er einen Schritt Abstand beibehielt.

Die Worte blieben ihr im Hals stecken, aber sie hob eine Hand zu eben jenem und er verstand.

»Das wird besser«, sagte er. »Ich kann es dir versprechen.«

»Wirst du mich dort ...?«, fragte sie erstickt.

»Nein«, sagte er fest. »Niemals.«

»Danke.« Sie schniefte.

»Willst du nicht zu uns rauskommen?«

»Doch. Eigentlich schon.«

»Aber?«

Wieder glitten ihre Finger über ihren Hals.

»Warte kurz.«

Schon war er weg und nur einen Wimpernschlag später zurück. An dieses Tempo würde sie sich erst gewöhnen müssen.

»Da«, sagte er und hielt ihr triumphierend einen Schal entgegen.

Er war hässlich wie die Nacht. Kotzegrün. Aber die Geste wusste sie zu schätzen. Sie straffte sich und nahm ihn entgegen.

»Ist der noch von deiner Oma?«, fragte sie, lächelte aber.

Als er sah, dass sie aufstand, lächelte er zurück. Sie tanzten einen Eiertanz umeinander. Aber sie gaben sich beide Mühe. Das war doch etwas, worauf man aufbauen könnte, oder etwa nicht?

»Nicht ganz dein Fall, hm?«

»Nicht so ganz, aber ist schon in Ordnung«, sagte sie und wickelte sich das hässliche Ding um die noch hässlicheren Narben. Er reichte ihr auch einen schwarzen Hoodie

und nachdem sie ihn übergestreift hatte, waren auch ihre Handgelenke nicht mehr zu sehen, so riesig war er. »Stellst du mir deine Freunde vor?«

DAS VON TESS so bezeichnete *Wohnzimmer* war im Ursprung bestimmt nur als Empfangsraum gedacht gewesen. Es war lächerlich klein für die Gruppe großgewachsener, breitschultriger Vampire, die auf der Sofagarnitur und den Sesseln herumlümmelten.

»Jungs«, sagte Jamie und seine Freunde sahen ihnen erwartungsvoll entgegen. »Das ist ... ähm.«

»Tess«, stellte sie sich selbst vor. »Ich heiße Tess.«

»Tess«, wiederholte er, als probierte er ihren Namen, »das sind meine Freunde Ryan, Sal, Ace und Nick.« Der Reihe nach zeigte er auf die Männer.

»Freut mich, euch kennenzulernen«, sagte sie artig.

»Und uns erst«, schnurrte der mit den dunkelgrünen Augen, der also Ryan war. Er flirtete tatsächlich mit ihr.

»Setzt du dich zu uns?«, fragte Jamie und zeigte auf den Sessel neben seinem, der aber ein Stück von der Sitzgruppe und dem Tisch ab- und zur Treppe hingerückt war.

»Klar, aber, also ... Kann ich auch ein Bier?« Eines würde nach dem Schrecken vielleicht nicht schaden, egal, ob sie ein bisschen betrunken davon würde.

Die Männer johlten.

»Ich habe euch doch gesagt, dass sie auf Bier steht.« Jamie grinste seine Freunde an.

»Na sicher kannst du«, wandte er sich an sie. »Ich hol's dir.«

»Lass mal, ich gehe schon selbst.« Nur flüchtig berührte sie ihn, als sie ihn davon abhalten wollte, loszulaufen. Sofort zog sie die Hand zurück. Sie mussten vorsichtig sein. Das wusste sie doch. »Sag mir einfach, wo der Kühlschrank ist.«

»Gleich da um die Ecke.«

»Braucht sonst noch wer ein neues?«

Natürlich brauchten sie. Unter der Treppe hindurch fand Tess die Tür zur Küche. Sie war riesig und unaufgeräumt und mit den scheußlichsten Eichenmöbeln versehen, wie sie sie nicht einmal von Fotos aus der Wohnung ihrer Urgroßeltern kannte. Puh! Sie verbot sich, darüber nachzudenken, wie sich ihr Erscheinen auf den Junggesellencharme dieser Bude auswirken würde, holte sechs Flaschen Bier aus dem Kühlschrank und brachte sie ins Wohnzimmer.

Sie hielt sich fern von den Vampiren und die Vampire ihrerseits hielten sich fern von ihr. Die Flaschen stellte sie bis auf eine auf den Tisch und jeder nahm sich.

Tess zögerte, bevor sie sich hinsetzte. »Kann ich wirklich in eurer Nähe sein?« Sie sah Jamie an. Die anderen kannte sie schließlich noch weniger.

»Wir bleiben alle auf Abstand«, antwortete er.

»Und ihr werdet nicht ... wie diese Fremden ...?«

»Wir sind nicht wie diese Fremden«, sagte er mit Nachdruck. »Und wir passen gegenseitig aufeinander auf. Okay?«

»Okay.« Vielleicht. Hoffentlich.

Der Öffner ging herum und schließlich prosteten sie einander zu, ohne jedoch anzustoßen. Es war reichlich unwirklich, sich in den Ledersessel zu fläzen und Bier zu trinken. Zusammen mit Vampiren.

»Tess, also«, sagte einer der Männer, es musste Nick sein, Typ Lieblingsschwiegersohn, nett, blond – und Blutsauger. »Woher kommst du?«

»Ich komme aus ...« Sie durchforstete ihr Hirn. »Ich habe in New York gearbeitet«, rief sie wie ein Kind, das eine Rechenaufgabe gelöst hatte. Sie räusperte sich. »Sorry, äh, die Erinnerung ist noch nicht so ganz in Ordnung.«

»Wir sind nicht weit weg von New York«, erklärte Jamie. »Nur ein Stück rauf ins Hudson Valley.«

»Und wohnst du schon lange hier?« Small Talk mit Vampiren.

»Helft mir, Jungs. So zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre?«, fragte er in die Runde.

»Zur Jahrtausendwende hast du noch nicht lange hier gewohnt«, warf Sal ein. Er war schlanker als die anderen, ein Dreitagebart stand ihm im Gesicht und seine Augen waren von einem erstaunlich warmen hellen Braun. »Erinnert ihr euch an sein dummes Gesicht, als wir ihm sagten, dass die Party hier stattfindet?«

Zustimmendes Gemurmel.

»Dann habt ihr alle zusammen hier gefeiert?«, fragte Tess, während sie noch zu verarbeiten suchte, dass diese jungen Männer den Jahrtausendwechsel in ziemlich genau derselben Gestalt und anscheinend auch im selben Haus zugebracht hatten – während sie selbst zu dieser Zeit noch nicht lange auf der Welt war.

»Sie haben mich wahnsinnig gemacht«, sagte Jamie.

»Ach komm, so schlimm waren wir nicht«, entgegnete Ace, optisch eher der düstere Typ, den man bei einem Vampir erwarten würde. »Das Haus war jung und wollte eingeweiht werden.«

»Das Haus war nicht jung, ich wohnte nur noch nicht lange hier, das ist ein Unterschied.«

»Was haben sie denn getan?«

»Wir haben ein wenig die Nachbarn vergrault«, antwortete diesmal Ryan. »Wenn Ace sagt, das Haus war jung, meint er, dass es noch nicht vampirgerecht war.«

»Oh.«

»Ja«, entgegnete Jamie, »und danach hatte ich keine Nachbarn mehr.«

»Und warst froh darüber und hättest uns danken sollen«, sagte Ace.

In ihren Ohren klang das so finster, wie der Mann aussah. »Aber ihr habt die Nachbarn doch nicht ...«

»Nein, nein«, beruhigte Ryan sie. »Wir neigen dazu, den Nachbarn rechtzeitig klarzumachen, dass es keinen Spaß macht, in unserer Nähe zu leben. Zu ihrer und zu unserer Sicherheit.«

»Hm.«

»Und was möchtest du uns mit diesem *Hm* sagen, Süße?«, fragte Ryan.

Sie konnte sich nicht helfen, sie mochte ihn. Aber durfte sie das? Ihn sympathisch finden? Einen Vampir?

In den grünen Augen glomm es, als blitzten Sonnenstrahlen durch dichte Tannen auf einen Waldsee hinab. Er stützte die Ellbogen auf den Knien ab und beugte sich ein Stückchen zu ihr vor, als wollte er ihr erlauben, hineinzutauchen und darin zu baden.

Sie besann sich auf seine Frage zurück. »Ich habe überlegt, was ihr wohl macht, wenn ihr in der Stadt lebt. In einer Wohnung, Tür an Tür mit anderen. Oder ist das zu gewöhnlich für Vampire?«

Ryan lachte, aber er sah Nick an, so wie auch die anderen.

»Ich habe ein sehr hübsches Appartement und sehr nette Nachbarn.«

»Er spricht von der niedlichen Blondin, die vor Kurzem neben ihm eingezogen ist«, ergänzte Sal.

»Vor Kurzem heißt in diesem Fall vor zwei Jahren«, klärte Nick sie auf. »In ein paar Monaten zieht sie leider weg. Und da war übrigens nie was zwischen uns.«

»Aber du wohnst ganz normal neben anderen Leuten?«, hakte Tess nach. »Nicht so wie Jamie?«

»In der Stadt schon«, antwortete Nick. »Allerdings hab ich auch so ein Haus, draußen, wo ich für mich sein und, na ja, Vampirsachen machen kann.«

In seinen Augen blitzte etwas auf, das sie lieber nicht genauer untersuchen wollte. Auch wenn sie also Tür an Tür mit Menschen leben konnten, mussten sich diese Vampire vermutlich gerade ziemlich große Mühe geben, um ihr, dem Menschen mit dem singenden Blut, trotzdem so etwas wie Normalität zu gönnen.

»Apropos Vampirsachen«, sagte Jamie. »Die junge Dame hier ist der Auffassung gewesen, dass wir keine Menschennahrung zu uns nehmen könnten. Wollen wir ihr das Gegenteil beweisen? Pizza?«

Es folgte allgemeine Zustimmung und Jamie zückte sein Handy und gab die Bestellung beim Lieferdienst auf.

Tess nutzte die Gelegenheit, ihre neue erwachten Beine zu benutzen, und holte frisches Bier aus der Küche.

»Du musst uns nicht bedienen«, sagte er leise, als sie zurückkam.

»Es macht mir nichts aus«, erwiderte sie ehrlich. »So, wie wir jetzt beisammensitzen.«

»Auf Tess«, sagte Ryan, hob sein Bier und die Männer stimmten mit ein.

»Gibt's auch Musik?«, fragte sie und deutete auf die beeindruckende Retro-Stereoanlage, wagte es aber nicht, aufzustehen und hinzugehen. Das Gerät samt angestaubter CD-Sammlung, die erstaunlicherweise kein einziges Staubkörnchen aufwies, befand sich zwischen Ace und Nick neben dem Fenster.

»Na klar.« Jamie wischte auf dem Handy herum und die Anlage erwachte zum Leben. »Irgendwelche Wünsche?«

Sie schüttelte den Kopf und die verfilzten Locken schlangen um ihr Kinn. »Nichts Bestimmtes.« Sie hatte vergessen, welche Musik sie gemocht hatte, und ihr fiel nicht der Name einer einzigen Band ein.

Wenig darauf erfüllte leise Popmusik den Raum. Eine rauchige Männerstimme sang von ewiger Liebe und Tess merkte, wie die sanften Klänge sie entspannten. »Ihr erinnert mich an die Zeit, als ich noch mit den Freunden meines großen Bruders abhing.«

»Die Erinnerung wird zurückkommen, keine Sorge«, sagte Jamie und sie warf ihm einen dankbaren Blick zu.

»Waren die Jungs damals auch so scharf wie wir?«, fragte Ryan.

»Allerdings«, behauptete sie, auch wenn es nicht ansatzweise stimmte. »Ich war furchtbar verknallt in Marco. Er war Sportler und dementsprechend durchtrainiert. Und echt heiß.«

»Baseballspieler?«, fragte Sal.

»Nein, ich ...« Sie stockte. »Ich komme nicht aus Amerika.«

Die Männer schwiegen und gaben ihr damit Gelegenheit, ihre Erinnerungen zu sortieren. Hin und wieder nippten einer an seinem Bier, während sich in Tess' Kopf gleich mehrere Filme abspielten, die aber nicht richtig zusammenpassen wollten.

»Fußball«, sagte sie schließlich.

»Football?«

»Nein, nicht Football. Fußball. Ich bin aus Deutschland.«

»Ist nicht dein Ernst«, rief Nick. »Ich auch.«

»Ehrlich? Woher kommst du?«

»Aus Baden. Ist aber schon ein Weilchen her. Und du?«

»Rheinland«, sagte sie. »Ja, jetzt weiß ich es wieder. Eine kleine Stadt in der Nähe von Köln.« Sie lächelte, als sie das sagte, denn die Erinnerungen kehrten tatsächlich zurück.

»In Köln hab ich auch mal gewohnt. Ist 'ne schöne Stadt.«

»Und was meinst du mit einem Weilchen?«

»Ach, ich bin noch jung. Trotzdem sind etliche Jahrzehnte vergangen, seit ich zuletzt in Deutschland gelebt habe.«

»Gelebt? Das hört sich so an, als würdest du immer mal hinfahren.«

»Das schon. Muss ich ja, denn hier sind du und ich wahrscheinlich die Einzigen im Raum, die ein richtiges Bier zu schätzen wissen.«

Sie grinste ihn an. »Die Amis haben es echt nicht drauf.«

»Kein bisschen.«

»Sorry.« Sie schlug sich die Hand vor den Mund. »Ihr seid bestimmt alle Amerikaner, oder?«

»Keineswegs«, entgegnete Sal. »Die Vereinigten Staaten sind ein bisschen zu jung für unser altes Geschlecht.«

»Oh, daran hatte ich gar nicht gedacht.« Sie warf einen Blick zu Jamie. Dreihundert Jahre. Waren die anderen also noch älter?

»Die Pizza kommt.« Ryan hatte sich zum Fenster neben der Tür umgedreht und die Gardine zur Seite geschoben, die sicherlich einmal weiß gewesen war. Vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren.

»WILLST DU GEHEN, Tess?«

Sie fuhr herum. Jamie hielt das Portemonnaie in der Hand, als wollte er es ihr zuwerfen. Er vertraute ihr genug, dass sie zur Tür gehen dürfte? Sie würde mit dem Pizzaboten reden. Sie könnte ihm alles Mögliche erzählen. Um Hilfe bitten ...

Andererseits waren fünf Vampire anwesend, die den Boten bannen und ihn alles vergessen lassen könnten, was immer sie zu ihm sagte. Dennoch, die Geste rührte sie und sie nickte eifrig. Er warf ihr das Portemonnaie zu, sie fing es und stand auf.

Erst an der Tür hörte auch sie das Motorengeräusch, das Ryan hatte hinaussehen lassen. Sie drückte die Klinke hinunter und zog die Tür nach innen auf. Für einen Augenblick sah sie das Gemetzel wieder vor sich. Aber das Trugbild schwand. So wie sämtliche Spuren verschwunden waren, keine Leichen, kein Blut.

Das Auto hielt direkt vor der Veranda, nicht an der Scheune, wo die Männer ihre Wagen geparkt hatten. Der Bote stieg aus und der Schotter knirschte unter seinen Sohlen. Das Erste, was er tat, war, so ein schreckliches Basecap mit dem Logo des Pizzabäckers aufzusetzen. Erst danach ging er zum Kofferraum und holte eine Kiste heraus.

Tess erinnerte sich, dass sie die Türschwelle nicht würde überschreiten können, und trat einen Schritt zurück, so dass der Bote ihr die Pizzakartons hineinreichen müsste.

»Hi«, sagte er. »Pizza für McEmery?«

»Äh ... ja, genau.«

Er kam auf die Veranda hinauf, stellte die Kiste vor ihr ab und nahm die dampfenden Kartons heraus. Der Geruch kroch ihr in die Nase und ihr lief das Wasser im Mund zusammen.

Neben der Tür kam Ryan vom Sofa hoch und streckte die Arme aus. »Die nehme ich, dann hast du die Hände frei und kannst bezahlen.«

Der Bote kam hinein, um Ryan die Pizzakartons in die Arme zu drücken, als der sich partout keinen weiteren Schritt bewegte.

Er blieb auf Abstand zu ihr, erkannte Tess, nicht zum Boten.

Der nannte ihr den Preis und sie zog Scheine und Münzen aus dem Portemonnaie und bezahlte den Mann. Es war ... großartig, obwohl oder gerade weil es etwas so Alltägliches war. Wenn das hier ging, dann war es vielleicht möglich, dass ihr Leben nicht vollends aus den Fugen geraten war.

Sie sah dem Mann noch kurz nach und aus ihrem Lächeln wurde ein Grinsen. Kaum hatte er seinen Job erledigt und sich umgedreht, nahm er das Basecap ab und steckte es in die Gesäßtasche.

Sie wandte sich Jamie zu und fand auch in seinem Gesicht ein Lächeln, als sie ihm das Portemonnaie zurückwarf. Er fischte es aus der Luft. »Danke.«

»Auch danke«, flüsterte sie zurück und legte die Hand an die Tür.

Sie sah noch einmal hinaus auf die Sträucher und Bäume, den frühlingshaften Himmel ... die Welt. Erst als sie die Tür zuschieben wollte, fiel ihr auf, dass auf der Veranda etwas lag. Das Basecap.

»Warten Sie, Ihre Kappe!«, rief sie dem Pizzaboten hinterher, der gerade einsteigen wollte.

Sie stürzte ihm hinterher, zu schnell für ihre Beine, stolperte über ihre eigenen Füße, aber eilte hinaus.

Oder fast. Sie schlug gegen die unsichtbare Barriere und taumelte zurück. Ihr wurde schwarz vor Augen und sie wankte rückwärts und um die Tür herum, bis sie sich an der Wand dahinter abstützen konnte.

Jamie redete mit dem Boten. Woher er so plötzlich kam, wusste sie nicht, aber er versuchte, dem Mann klarzumachen, dass mit Tess alles in Ordnung sei, nein, der Frau gehe es gut, sie habe sich nur gestoßen.

Tess wollte sich lieber hinsetzen, ihre Stirn hatte ordentlich was abbekommen. Draußen schlug die Wagentür zu und Jamie schloss die Haustür, aber da schlurfte sie schon mit halb geschlossenen Lidern zu ihrem Sessel.

Zischen und Fauchen ließ sie innehalten. Die feinen Härchen in ihrem Nacken stellten sich auf und Kälte rieselte ihren Rücken hinab. Sie sah auf. Die Vampire drückten sich gegen die Wand. Ryan stand auf dem Sofa und schob sich so weit weg wie möglich zu Sal und Ace in die Ecke. Nick auf der anderen Seite tat es ebenso. Sie alle hatten die Zähne gefletscht.

Hinter sich hörte sie ein Knurren und sehr langsam drehte sie sich um. Es war Jamie, der noch an der Tür stand. Seine mächtigen Schultern bebten. Er brachte kein Wort heraus, zeigte nur an ihr vorbei.

Ohne seinen Blick loszulassen, machte sie einen Schritt weg von den Vampiren, langsam, und dann noch einen und noch einen. Rückwärts erreichte sie die Toilettentür und schob sich in den winzigen Raum, drückte die Tür hinter sich zu, vermisste schmerzlich einen Schlüssel.

... to be continued ...